



Fröhliches Lachen und erste Versuche im Strudla-Ziehen beim Kochkurs mit Erika Wiener. Zum Bericht auf Seite 7.

Aus dem Inhalt:

Aus dem Museum - Der Talar eines besonderen Bessarabiendeutschen

Seite 10

Änderungen in der Geschäftsstelle stehen bevor

Seite 3

Umsiedlung und Lagerleben - Erinnerungen von Herbert Müller Teil 1

Seite 15

Inkubatoren von "Ermstal hilft"

Seite 8

Diakonie: Spenden für die Ukraine

Seite 20

Inhalt:

Bessarabiendeutscher Verein e.V.

Vorschau auf das 46. Bundestreffen am 2. Juni 2024.....	3
Änderungen in der Geschäftsstelle stehen bevor	3
Ottomar Schüler wird 90	4
Aufruf zur Erstellung bessarabien- und dobrudschadeutscher Biografien.....	5

Vereinsleben / Veranstaltungen

Treffen in Lunestedt	5
Treffen der Bessarabiendeutschen in Lützow.....	6
Die Hilfe geht weiter	6
Einladung zum Herbsttreffen der Bessarabien -und Dobrudschadeutschen in die Mansfelder Region, nach Alterode.....	6
Strudla in drei Generationen	7

Bessarabien heute

Optimistisch bleiben trotz des Krieges?	7
Ein blau-gelbes Fahnenmeer über den Gräbern in Odessa	8
Inkubatoren von „Ermstal hilft“	8

Bilder des Monats.....

Geschichte und Kultur

Der Talar eines besonderen Bessarabiendeutschen	10
Brauchen, Besprechen, Heilen.....	11

Dobrudschadeutsche

Geschichte der Tuchscherer/Janer Familie 5. Teil	14
Deutsche in Cataloi.....	15

Erinnerungen

Umsiedlung und Lagerleben	15
---------------------------------	----

Über den Tellerrand

Die Geflüchteten aus Schlangendorf wollen Frieden in Freiheit	18
Putin und seine Rede an die Nation.....	19
Mentale Gesundheit.....	20
Haus der Donauschwaben	20
Medizinische Unterstützung.....	18

Kirchliches Leben

Der Monatsspruch April 2024	20
Bitte um Spenden für die Ukraine.....	20

Spenden

Familienanzeigen

Impressum

Termine 2024

11.–14.04.2024	Dobrudscha-Seminar: „Das religiöse Leben in der Dobrudscha – und darüber hinaus“, Roncalli-Haus in Magdeburg
27.04.2024	Treffen in Lunestedt
28.04.2024	Treffen in Lützow, 10.30 Uhr, Gasthof Scharfe Kurve, Lützow
02.06.2024	Bundestreffen, Kursaal Bad Cannstatt
31.08.2024	Treffen Dobrudscha/Bessarabien in Alterode, Bildungshaus am Harz der Evangelischen Heimvolkshochschule, ab 10 Uhr
31.10.2024	Bessarabischer Begegnungstag in Todendorf/ Mecklenburg-Vorpommern
8.–10.11.2024	Herbsttagung in Bad Sachsa
17.11.2024	9. Treffen der Bessarabiendeutschen in Berlin, Beginn: 11:30 Uhr, Seminar- und Gästehaus in Berlin- Köpenick, Gartenstraße 42-50, neben dem Restaurant Krokodil

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:
Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:
Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 2. Mai 2024

Redaktionsschluss für die Mai-Ausgabe ist am 15. April 2024

**Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.**

Vorschau auf das 46. Bundestreffen am 2. Juni 2024

BRIGITTE BORNEMANN

„70 Jahre Patenschaft der Stadt Stuttgart – Solidarität in schwerer Zeit“ so lautet das Motto unseres diesjährigen Bundestreffens, das wieder im Kursaal Bad Cannstatt stattfinden wird. Die Festrede hält der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Stuttgart Dr. Frank Nopper. Bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kamen die geflüchteten Bessarabiendeutschen in großer Zahl im Stuttgarter Umland an. Es zog sie zurück in die Urheimat ihrer Vorfäter, die von hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts in die südrussische Steppe ausgewandert waren. Der Zuzug aus anderen Besatzungszonen wurde möglich gemacht durch den damaligen Oberbürgermeister Arnulf Klett und organisiert durch das „Hilfswerk für evangelische Umsiedler“ unter der Leitung von Karl Rüb, der allerersten Flüchtlingsorganisation der Nachkriegszeit in Deutschland. Die Bessarabien- und Dobrudscha-Deutschen kamen teils mit Pferd und Wagen und halfen tatkräftig mit beim Trümmerräumen. Zum Dank übernahm

die Stadt Stuttgart im Jahr 1954 die Patenschaft für die deutsche Volksgruppe aus Bessarabien. Diese Gründungsgeschichte unseres Vereins macht uns Bessarabiendeutsche heute noch stolz und dankbar für die gute Aufnahme in schwieriger Zeit. Nicht nur im Stuttgarter Umland, auch in den ländlichen Regionen Nord- und Ostdeutschlands fanden die Bessarabiendeutschen sich in Flüchtlingsdörfern zusammen und taten alles, um ihre gewohnten Dorfgemeinschaften wieder zu errichten. Die verschiedenen Wege der Integration der Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland sind Gegenstand des Hauptprogramms am Nachmittag. Heute geben wir die Erfahrung, gefördert zu werden, gerne weiter an die jetzigen Bewohner unserer Heimatdörfer in der Ukraine, die unter dem jetzt schon mehr als zwei Jahre andauernden Krieg leiden. Ein wichtiger Bestandteil unseres Bundestreffens 2024 ist die Vermittlung von Solidaritätspartnerschaften mit Gemeinden, Schulen, Museen in Bessarabien und der Dobrudscha. Wir empfangen eine kleine Delegation von Gästen aus Bessara-

bien. Das Nebenprogramm am Nachmittag bietet die Gelegenheit zur Kontaktaufnahme und vermittelt Hintergrundinformationen für Solidaritätspartnerschaften.

Gäste aus Bessarabien

Auch zu diesem 46. Bundestreffen besteht die Möglichkeit, Gäste aus Bessarabien einzuladen. Valerij Skrypnik wird die Gäste im Reisebus von Bessarabien nach Deutschland bringen. Wenn Sie nicht die Möglichkeit haben, die Gäste persönlich unterzubringen, kann der Bessarabiendeutsche Verein dies organisieren. Die Reisekosten übernehmen Sie. Die Gäste werden 7 Tage in Deutschland bleiben. Der Ankunftstag ist Freitag, 31. Mai 2024, der Rückreisetag ist Donnerstag, 6. Juni 2024.

Bitte nehmen Sie mit unserer Geschäftsstelle Kontakt auf, wenn Sie Gäste einladen wollen. 0711 440077-0, verein@bessarabien.de.

Änderungen in der Geschäftsstelle stehen bevor



Erna Kaufmann und Claudia Schneider gehen in den wohlverdienten Ruhestand.

Foto: Beate Lutz.

BRIGITTE BORNEMANN

Wer die Nummer des Bessarabiendeutschen Vereins in Stuttgart wählt, hat meistens Claudia Schneider am Telefon, die freundlich und kompetent zu allen Fragen Auskunft gibt oder an den richtigen Gesprächspartner weitervermittelt. Claudia Schneider ist seit 2006 die Sekretärin in der Geschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins. Sie kennt sich mit allem

Stellenausschreibung

Zum 01.01.2025 besetzen wir neu:

- **Geschäftsstellenleiter m/w/d**
30 Std./Woche, Betriebswirt
- **Assistent der Geschäftsführung m/w/d**
30 Std./Woche, Fachkraft für Bürokommunikation

Dienstort ist Stuttgart.

Wir bieten eine erfüllende Aufgabe, Gestaltungsmöglichkeiten, flexible Arbeitszeiten, gutes Betriebsklima.

Wir erwarten Berufserfahrung, selbständiges Arbeiten im Team, Bereitschaft zu gelegentlichem Wochenendeinsatz.

aus. Wir wüssten gar nicht, was wir ohne sie tun sollten. Aber wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen. Denn Claudia Schneider wird zum März 2025 in den wohlverdienten Ruhestand gehen. Auch Erna Kaufmann geht, unsere Buchhalterin seit mehr als 10 Jahren. Zugleich suchen wir Entlastung für den Bundesgeschäftsführer, der die Finanzen des Vereins verwaltet. Der Vorstand arbeitet an einer Reorganisation der Geschäftsprozesse, um so viel wie möglich zu digitalisieren und zu automatisieren. Wir stellen uns vor, dass demnächst ein Geschäfts-

stellenleiter für die Finanzen einschließlich der Buchführung zuständig sein wird. Es stehen also große Veränderungen bevor, die wir im nächsten Jahr mit neuen Kollegen und Kolleginnen angehen wollen. Vorsichtshalber planen wir eine Übergangszeit von einigen Monaten ein, in der die alte und die neue Besetzung miteinander arbeiten.

Liebe Leserinnen und Leser, wenn Sie in Ihrem Bekanntenkreis jemanden kennen, der eine Veränderung sucht, geben Sie gerne unsere Stellenausschreibung weiter.

Ottomar Schüler wird 90



MAX ROSSKOPF

Ottomar Schüler ist, wie auch meine Frau Hedi Roszkopf, in Seimeny, Bessarabien, geboren. Er ist einer der ganz wenigen, heute noch lebenden Zeitzeugen der Geschichte dieser Volksgruppe. Er ist bessarabisches Urgestein im besten Sinne und hoch geschätztes Mitglied der Gruppe „Fromme und Tüchtige Leute“.

Ich bin kein Bessaraber aber ich kenne Ottomar Schüler aus vielen Begegnungen

und aus intensiver Zusammenarbeit im Team Seimeny Com. Das veranlasst mich, diese Hommage für ihn zu schreiben. Weil über ihn schon sehr viel in den Mitteilungsblättern publiziert wurde, möchte ich mich auf Wesentliches beschränken.

Lieber Ottomar

Als Mitglied im Bessarabiendeutschen Verein hast Du Dir in vielerlei Hinsicht beachtliche Verdienste erworben. Ab 1980 warst Du Sprecher der Heimatgemeinde Seimeny. Alle zwei Jahre hast Du zu Heimatgemeinde Treffen eingeladen und den Teilnehmern in einem attraktiven Programm Gemeinschaft, Information und interessante Gastbeiträge geboten. Du hast sehr guten Kontakt zur Stadt Ludwigsburg gepflegt, die schon 1955 die Patenschaft für Seimeny übernommen hatte. Diese Beziehung mündete 2015 aus Anlass des 60-jährigen Jubiläums der Patenschaft in eine Ehrung durch OB Herrn Werner Spec und 2016 in einen Besuch des OB mit einer Delegation in Seimeny. Im Januar 2013 wurde Dir die goldene Ehrennadel des Vereins verliehen.

Nachdem Dir dieses Engagement wegen des zunehmenden Alters zu anstrengend wurde, hast Du Dich um einen Nachfolger bemüht. Ein junger Mann, ein Bessarabien-Kenner war dazu bereit, musste aber nach kurzer Zeit aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. So habe ich in 2018 diese Rolle übernommen. Wir haben zusammen das Team Seimeny Com gegründet, den Kontakt zu Seimeny neu belebt und humanitäre Hilfe, Ausrüstung und Programm fürs Kulturhaus organisiert.

Unser Jubilar wurde am 01.04.1934 in Seimeny, einem Dorf mit ca. 600 Einwohnern, geboren. Bessarabien gehörte nach dem ersten Weltkrieg zu Rumänien. Sein Vater war Landwirt und Bürgermeister. Seimeny erfreut sich einer wunderschönen Lage am Liman, einem Arm des Dnjestr-Deltas. Das bot Mensch und Tier Gelegenheit zur Reinigung und Erholung. Im Rahmen des Hitler-Stalin-Paktes mussten 1940 fast 100.000 Bessaraber unter dem Motto „Heim ins Reich“ ihre Heimat, Hab und Gut in Richtung Deutschland verlassen. Per Schiff und Bahn ging es in ein Durchgangslager in Tschechien, um später im Warthegau angesiedelt zu werden. Ottomars Familie erhielt im Kreis Kempen einen Bauernhof, aus dem kurz vorher die Eigentümer vertrieben wurden. Er war ein guter Schüler und durfte nach der 4. Klasse ins Gymnasium wechseln.

1945 rückte die russische Armee heran und die deutschen Siedler waren gezwungen, in Richtung Westen zu flüchten. Manchen gelang es, die Oder rechtzeitig zu überqueren, andere wurden von der russischen Armee eingeholt und in ihre Dörfer in Polen zurückgeschickt. Der Umgang der russischen Soldaten mit den Deutschen, insbesondere mit Frauen und Mädchen, war für den Heranwachsenden grauenhaft und traumatisierte ihn.

Schließlich wurden die Deutschen in Viehwagen nach Kasachstan transportiert, wo sie im Juni '45 auf der Kolchose „Stalina“ ankamen. Damit begann für sie und Ottomars Familie die Hölle auf Erden. Mangels geeigneter Unterkünfte lebten sie 2-3 Jahre in Erdlöchern, später in Ställen. Dunkelheit, Hunger und Kälte sowie höllische Plage durch Ungeziefer brachten vielen den Tod. Allmählich besserte sich die Lage und Ottomar begann eine Ausbildung zum Traktoren-Fachmann. In den Jahren 55/56 besuchte er die Meisterschule für Landwirtschaftliche Maschinen und Traktoren. Als Meister wurde ihm dann auf der Kolchose die Leitung einer Brigade mit 15 Traktoren und 30 Fahrern übertragen. Ein unbeugsamer Überlebenswille, Begabung und persönlicher Einsatz haben ihm diesen Erfolg beschert.

In dieser Zeit fand Ottomar seine Lebenspartnerin Swetlana. Sie war zusammen mit ihrer Mutter aus Moskau nach Kasachstan verschleppt worden. Das Ehepaar bekam in der Verbannung vier Kinder. Der älteste Sohn ertrank mit 4 1/2 Jahren im nahe gelegenen Fluss. Diesen Schmerz konnte das Ehepaar Jahrzehnte lang nicht verwinden. Später in Deutschland kamen noch zwei Kinder dazu. Swetlana starb 2020.

Als seine Brigade im Jahre 59 wegen schlechter Wetterverhältnisse das Soll nicht erfüllen konnte, drohte Ottomar die Verhaftung. Deshalb aktivierte er seine Ausreisebemühungen. Zusammen mit der Mutter wurde er im Büro des Geheimdienstes vorgestellt. Als der „Capitanow“ der wartenden Menge verkündete: „keine Ausreisegenehmigungen“, verließen alle Antragsteller verzweifelt den Raum, nur Ottomar nicht. Er erkämpfte sich Zugang zu dessen Büro, meldete sich mit „Schiller“ und sagte, er müsse dringend heim, um die Ernte einzubringen. Der Capitano war beeindruckt, holte die bereits fertige Genehmigung aus der Schublade und gratulierte der Fam. Schüler zur Ausreise. Das war wieder ein Beispiel dafür, wie ein Mensch mit Engagement, mit Rückgrat und ein wenig Glück Erstaunliches erreichen kann.

Wenige Tage nach diesem schicksalhaften Ereignis war die Familie per Bahn unterwegs nach Deutschland, wo sie in Friedland eintraf.

Nach kurzer Integrationszeit fand Ottomar eine Anstellung bei den Stadtwerken Ludwigsburg und blieb dort bis zu seinem Berufsende im Jahr 1994. Vom Kraftfahrer arbeitete er sich hoch zum Mitglied des Personalrates und dann zum Vorsitz des Betriebsrates. Er war Stv. Vorsitzender bei der Gewerkschaft ÖTV Ludwigsburg/Waiblingen, Arbeitnehmervertreter bei der AOK, ehrenamtlicher Richter am Arbeitsgericht Ludwigsburg und Aufsichtsratsmitglied bei den Stadtwerken. In seiner Freizeit gründete er mit Freunden den Schützenverein Eglosheim und wurde zum Oberschützenmeister gewählt. Ausführlichere Informationen sind in den Mitteilungsblättern des Bessarabiendeutschen Vereins vom Juni, Juli und August 2021 veröffentlicht worden.

Lieber Ottomar

Du hast in allen Phasen Deines aufregenden Lebens Erstaunliches zustande gebracht. Du hast unermüdlich an Deiner Weiterentwicklung gearbeitet, Erfolge erzielt und dabei das Wohl Deiner Wegbegleiter stets im Blick behalten. Nach Deiner Rückkehr nach Deutschland hast Du Dich intensiv für die Belange des Heimatvereins und der Heimatgemeinde vor Ort eingesetzt. In zahlreichen Reisen mit Spendengeldern in der Tasche hast Du den Menschen Hilfe gebracht und bei der Realisierung von Projekten selbst mit angepackt.

Du bist ein kommunikationsfreudiger, aktiver und rhetorisch begabter Mensch.

Not, Hunger und Kampf ums Überleben haben Dich nicht gebrochen. Sowohl in der Verbannung wie auch nach Deiner Rückkehr nach Deutschland warst Du um das Wohl von Menschen in Deinem Umfeld bedacht. Diese Charaktereigenschaften und Dein Engagement in zahlreichen Organisationen wurden mit Erfolg belohnt. Orientierung und Halt hast Du in allen Schwierigkeiten aus Deiner christlichen Erziehung bezogen. Für all dies gebührt Dir Anerkennung und unser aller Dank.

Wir wünschen dir eine frohe, festliche Geburtstagsfeier im Kreis Deiner Lieben und für die kommenden Jahre gute Gesundheit im Rahmen des Möglichen, Lebensfreude und Zufriedenheit.

Aufruf zur Erstellung bessarabien- und dobrudschadeutscher Biografien

Im Jahre 1940 endete die Siedlungsgeschichte der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen in ihren Heimatgebieten. Insbesondere in den letzten Jahrzehnten vor der Umsiedlung nach Deutschland und in die Ansiedlungsgebiete in Polen erfuhr das Leben der Deutschen in ihrer damaligen Heimat eine verhältnismäßige Blüte, war aber ab 1933 auch zunehmend nationalsozialistischem Einfluss ausgesetzt.

Aus Sicht des Bessarabiendeutschen Vereins ist das Leben in der alten Heimat und insbesondere das Wirken von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor, während und nach der Umsiedlung bisher nicht hinreichend dokumentiert. Deshalb möchte die Historische Kommission des Vereins unter breiter ehrenamtlicher Mitwirkung von Vereinsmitgliedern und anderen Interessierten eine möglichst große Anzahl von Biografien erstellen und sie allgemein verfügbar machen. Mitwirkenden werden zugleich interessante Einblicke in Geschichte und Schicksale bessarabien- und dobrudschadeutscher Familien eröffnet.

Hiermit wird zu Ihrer Mitwirkung an diesem Projekt aufgerufen.

Zum Prozedere:

Wir führen eine Vorschlagsliste mit Personen des öffentlichen Lebens, zu denen eine

Biografie erstellt werden soll. Dazu gehören insbesondere Politiker, Pastoren, Lehrer, Wissenschaftler, Künstler, Fabrikbesitzer, Großgrundbesitzer. Es werden nur abgeschlossene Biografien erstellt, also von nicht mehr lebenden Personen.

An dem Bearbeitungsvermerk in der Vorschlagsliste sehen Sie, welche Biografien bereits erstellt, bereits in Arbeit oder noch zu vergeben sind. Ferner sehen Sie dort die Namen anderer Bearbeiter. Empfehlungen für diese Vorschlagsliste sind willkommen. Wenn Sie eine Biografie erstellen möchten, melden Sie sich als Bearbeiter für eine in der Vorschlagsliste aufgeführte Biografie an.

Die Biografien sollen knapp und übersichtlich gestaltet werden und deshalb einen Umfang von etwa vier Seiten möglichst nicht überschreiten. Neben Namen und Lebensdaten sollen die Biografien z.B. Informationen über Aus- und Weiterbildung, Beruf, öffentliche Ämter und insbesondere Leben und Wirken der betrachteten Personen enthalten.

Mitwirkende erhalten einen Vorschlag für Struktur und Gliederung einer Biografie, eine Übersicht nutzbarer Quellen sowie Beispiele bereits erstellter Biografien. Die Erarbeitung der Biografien kann sowohl individuell zu Hause als auch im Heimathaus des Bessarabiendeutschen

Treffen in Lunestedt

am Samstag, dem 27. April 2024

Wir laden herzlich zu unserem bessarabiendeutschen Treffen am Samstag, dem 27. April 2024 in die Gaststätte „Zur Deutschen Eiche“ in Lunestedt ein. Treffen ist ab 11:00 Uhr, Veranstaltungsbeginn um 14:00 Uhr.

Die ausführliche Einladung mit Programm finden Sie in der März-Ausgabe, S. 9.

Anmeldungen erbitten wir bis spätestens Freitag, den 19. April 2024 unter einer der beiden folgenden E-Mail-Adressen:

hrwahl@uni-bremen.de

schaible-schaub@freenet.de

oder unter der Telefonnummer: 04748/ 1595.

Wir würden uns sehr freuen, Sie in Lunestedt begrüßen zu können.

Im Namen des Organisationsteams

Dr. Hans Rudolf Wäbl

Beate Schaible-Schaub

Vereins erfolgen. Zudem sind Online-Workshops sowie gelegentliche Präsenzworkshops in Absprache mit den Mitwirkenden vorgesehen. Für den Austausch untereinander ist ein Online-Portal eingerichtet, zu dem jeder Mitwirkende auf Wunsch Zugang erhält.

Beratung und Unterstützung bei der Erstellung wird durch Mitglieder der Historischen Kommission und des Heimathauses geleistet.

Bitte teilen Sie uns Ihr Interesse an diesem Projekt mit. Wir freuen uns auf zahlreiche ehrenamtliche Mitwirkende und interessante und fruchtbare gemeinsame Arbeit.

Ihre Ansprechpartner sind:

- Irina Kasprick, E-Mail: Kasprick@t-online.de (Mitglied Hist. Kommission)
- Manfred Knopp, E-Mail: mknopp@o2online.de (Mitglied Hist. Kommission)
- Dr. Günther Koch, E-Mail Guenter.Koch@Uni-Passau.de (Mitglied Hist. Kommission)
- Dr. Hartmut Knopp, E-Mail knopp@bessarabien.de (Mitglied Hist. Kommission und Ansprechpartner im Heimathaus des Bessarabiendeutschen Vereins)

*Bessarabiendeutscher Verein e.V. –
Historische Kommission*

Treffen der Bessarabiendeutschen in Lützow

(ehemaliges Beresina-Treffen)

am Sonntag den 28.04.2024, um 10.30 Uhr
Im Gasthof Scharfe Kurve
mit Hotel und Bahnanbindung
Dorfmitte 15, 19209 Lützow, Tel.: 038874 22545

Anzahl der Teilnehmer:
bitte bis 12.04.2024 anmelden bei:

Harald Flügge, Hinstorffstraße 37, 19370 Parchim
Tel.: 03871 251515, E-Mail: fluegge.harald@t-online.de

Die Hilfe geht weiter

„Ermstal hilft“ lud am 23. Februar 2024 anlässlich des zweiten Jahrestages vom Kriegsbeginn in der Ukraine zu einer Gedenkfeier im Bindhof in Neuhausen ein. Als Gäste gekommen waren viele geflüchtete Ukrainer sowie Ehrenamtliche aus der Region, die die Geflüchteten auf unterschiedliche Weise unterstützten. Unter den Gästen der Veranstaltung waren unter anderem Metzingers Oberbürgermeisterin Carmen Haberstroh, die tröstliche Worte angesichts des anhaltenden Krieges fand, und „Ermstal hilft“ als Hoffnungsträger in dunkelsten Zeiten bezeichnete, sowie eine ukrainische Tanzgruppe und ein Kinderchor. Auch im dritten Kriegesjahr plant „Ermstal hilft“ weitere Hilfen.

Anne Seemann/Quelle: Reutlinger General-Anzeiger
von Sa, 24. Februar 2024



Geladene Gäste im Neuhauser Bindhof

Fotos: Simon Nowotni



Tanzgruppe



Einladung zum Herbsttreffen der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen in die Mansfelder Region, nach Alterode



Wir trauen uns wieder, ein Treffen zu organisieren. Es wird unser zweites gemeinsames Treffen werden.

Wir laden ein, am 31.08.2024 ab 10.00 Uhr in das Bildungshaus am Harz der Evangelischen Heimvolkshochschule Alterode, Einestraße 13, 06456 Arnstein, OT Alterode, zu kommen.

Es gibt wieder Mittagessen und Kaffee mit Kuchen. Der Preis des Verzehrs wird noch bekannt gegeben. Der Eintritt ist frei.

Die Übernachtung im Objekt vom 30.08.-01.09.2024 kann gern wahrgenommen werden.

Um alles gut zu organisieren ist natürlich wieder eine Anmeldung erforderlich.

Auch hierzu gibt es noch genaue Hinweise.

Wir sind wieder sehr gespannt auf die Resonanz und freuen uns auf eine rege Teilnahme.

Es gibt sicher viele Informationen, aber auch Gemütlichkeit mit gemeinsamen Singen und Schwätzen.

Bis bald, Eure

Linde Daum
lidaum@gmx.net
0160 99844607

Heinz-Jürgen Oertel
mail@dobrudscha.eu
0152 34236698



Kinderchor

Strudla in drei Generationen

Kochkurs für Bessarabische Gerichte am 03.02.2024



Erika Wiener mit ihren Kochschülern

MANFRED KNOPP

Am 3. Februar fanden sich auf Einladung von Frau Erika Wiener Mitglieder des Bessarabiendeutschen Vereins bzw. deren Angehörige und Freunde im Gemeinde-

haus der Ev.-luth. Kirchengemeinde Hannover-Misburg zum gemeinsamen Kochen ein. Zu Beginn informierte Frau Wiener über Aktuelles aus dem Bessarabiendeutschen Verein.

Unter Anleitung von Erika Wiener sowie weiterer erfahrener Köchinnen und Köche wurde das Leibgericht der Bessarabiendeutschen, die „Strudla“, in vier Variationen zubereitet – frei nach dem Motto: fünf Köche - sechs Rezepte. Nach dem gemeinschaftlichen Vorbereiten wurde das nicht ganz einfache Ausziehen des Teigs erfolgreich geübt und schließlich erlernt, so dass die Strudla samt Beilagen bald gar auf dem Tisch standen und bei einem Gläschen württembergischen Rotweins genüsslich verspeist wurden. Zum Abschluss gab es hausgemachte Rote Grütze.

Die Strudla erfreuen sich weiterhin großer Beliebtheit bei Alt und Jung, was sich unter anderem an der Teilnahme von Großmutter, Schwiegertochter und Enkelin, drei Generationen einer Familie, zeigte.

Rezepte für die Strudla und viele weitere Gerichte aus Bessarabien finden sich im kleinen Kochbuch „Bessarabische Spezialitäten“ von Gertrud Knopp-Rüb sowie in „Dampfnudeln und Pfeffersoss“ von Helene Krüger-Häcker, überarbeitet von Erika Wiener. Beide Bücher können über den Bessarabiendeutschen Verein e.V., Website https://www.bessarabien.de/shop/shopuebersicht_1.php, erworben werden.

Das nächste gemeinsame Kochen ist bereits angedacht, es soll Mamlig (Polenta) und Holubzi (Krautwickel) geben.

Optimistisch bleiben trotz des Krieges?

KARINA BEIGELZIMER

Der Monat Februar dauert in der Ukraine gefühlt schon zwei Jahre. Selbst in den heißesten Tagen spürt man die Kälte des Krieges, und viele Menschen wirken wie eingefroren. Als Journalistin und Lehrerin erlebe ich die Herausforderungen dieses andauernden Krieges gefühlt noch viel stärker als viele andere, quasi aus erster Hand.

Die Müdigkeit ist mein ständiger Begleiter, während die Angst mich von Zeit zu Zeit unangenehm durchdringt. Doch ich habe gelernt, damit umzugehen, indem ich aus meiner Komfortzone heraustrete, um dann das zu tun und zu spüren, wovor ich früher Angst hatte. Inmitten von Unsicherheit versuche ich, mir einen Funken Normalität zu bewahren.

Die Situation an der Front ist sehr schwer. Viele Ukrainerinnen und Ukrainer verteidigen dort unser Land und die europäische Demokratie mit ihrem Leben. Als Journalistin berichte ich oft über die Geschichten der Menschen, die mit diesem Krieg verstrickt sind. Indem ich versuche, die Welt auf die Realitäten hier aufmerksam zu machen, wird meine „Feder“ zur Stimme der Stummen. Jeder Artikel, jede Veröffentlichung, jede Radio- und jede Fernsehsendung, alles ist ein Versuch, die Wahrheit ans Licht zu bringen und Veränderung herbeizuführen. Manchmal habe ich Angst, dass ich nicht gehört werde, weil die ganze Welt müde ist vom Krieg. Dann arbeite ich noch intensiver, um den Schlüssel zu den Herzen meiner

Leser und Hörerinnen zu finden. Besonders schwer ist es für mich, wenn ich mit den Soldaten spreche oder mit den Menschen, die ihre Verwandten und/oder ihre Häuser verloren haben. Jede solcher Geschichten hinterlässt eine Narbe auf meiner Seele.

Als Lehrerin versuche ich den Kindern zu vermitteln, dass es wichtig ist, trotz der widrigen Umstände zu lernen, aber dabei auch das Träumen nicht zu verlernen. Wir nehmen an verschiedenen internationalen Projekten teil, was sie für kurze Zeit den Krieg vergessen lässt. Manchmal sitzen wir aber auch stundenlang im Schutzkeller. Obwohl mich das sehr nervös macht, versuche ich es nicht zu zeigen. Es tut mir so unglaublich weh, dass ein wahnsinniger Diktator ihre Kindheit zerstört. Oft kommen sie nach schweren, schlaflosen Nächten traurig in die Schule und erzählen über ihre Ängste. Dann ist es wichtig, dass ich einen Weg finde, wie ich sie trösten kann.

Vor kurzem postete ich auf Instagram ein Foto eines zerstörten Hauses. Keine 20 Minuten später schrieb mir meine Schülerin Valeria: „Das war mein Haus“. Ihre Familie hat überlebt, ihre unmittelbaren Nachbarn wurden schwer verletzt, zwei Menschen starben. Jetzt wohnt das Mädchen in einem anderen Teil der Stadt in der Wohnung ihrer Verwandten.

Aber in all dem Leid gibt es dennoch Hoffnung: Kinder bleiben Kinder. Trotz der extremen Widrigkeiten verlernen sie nicht, immer wieder auch zu lächeln. Es ist bewegend, ihre Fähigkeit zur Freude

zu sehen, trotz der Schatten des Krieges. Wir müssen uns als Gesellschaft bemühen, Unterstützung zu bieten, um diesen Kindern Hoffnung zu geben und ihre Resilienz zu stärken, damit sie sich, trotz der schrecklichen Erfahrungen, nach dem Krieg eine positive Zukunft aufbauen können.

Kleine Schritte im hohen Tempo sind meine Überlebensstrategie. Im Krieg ist das Planen schwierig, aber wenn etwas gelingt, durchströmt mich eine riesige Freude. Vor kurzem konnte ich für ein paar Tage nach Stuttgart fliegen, um an einer Konferenz teilzunehmen. Ich ging durch die Stadt und sah die vielen Menschen. Das erinnerte mich an meine Heimatstadt vor dem Krieg. Ich sah viele glückliche Gesichter. Das war ansteckend. Aber leider nur für kurze Zeit. Kaum war ich wieder in Odessa, gab es einen Drohnenangriff auf die Stadt. Ich saß im Flur mit meinem unausgepackten Koffer. Um mich abzulenken, erinnerte ich mich an die gerade erlebten schönen Tage in Deutschland. Der Krieg hat mich gelehrt, kleine Glücksmomente zu schätzen und wie ich selbst im Chaos Ordnung und Stabilität finden kann.

Ich frage mich oft, wie lange dieser Februar noch dauern wird, wie viele Menschen noch einfrieren werden. Aber in meiner kleinen Welt hier versuche ich, trotz der Kälte das Feuer der Hoffnung am Brennen zu halten. Denn auch wenn der Krieg fort dauert, gibt es immer noch Raum für kleine Triumphe und Zeichen des Lebens.

Ein blau-gelbes Fahnenmeer über den Gräbern in Odessa

Zwischen 320.000 bis 360.000 russische Soldaten seien seit Ausbruch des Ukrainekrieges getötet oder verwundet worden, so geben es Militärquellen an. Viele Männer sind seit Februar 2022 aus Russland auf die Schlachtfelder geschickt worden – viele von ihnen kommen nicht mehr lebend zurück. Zur Frage danach, wie viele Russen tatsächlich gefallen sind, kursieren viele unter-

schiedliche Antworten. Es gibt nur vage Schätzungen.

Das gilt auch für die ukrainische Seite. An die 150.000 irreversible Verluste, die über 55.000 Schwerbeschädigte einschließen, schätzen Experten. „Die ukrainische Gesellschaft will wissen, wie viele Menschen es sind, die nicht mehr oder schwer verletzt zurückkommen,“ berichtet Pastor Groß von der lutherischen Kirche. Nur,

das würde geheim gehalten, um nicht zu große Unruhe aufkommen zu lassen. „Wenn in unseren Dörfern Soldaten im Krieg fallen, dann kommen alle Menschen zusammen – egal welcher Konfession,“ sagt Pastor Groß. Vor den Särgen, die mit blau-gelben Fahnen bedeckt sind, hängen dann Fotos mit den Gesichtern junger Soldaten. Die gleichen Fahnen wehen auf den Friedhöfen – so wie in Odessa. Die Farben der Fahnen erinnern an die Sache, für die sie ihr Leben gaben: Blau symbolisiert den klaren Himmel und Gelb das Weizenfeld der Ukraine.

Was wäre die Alternative für die Ukraine? Stillschweigend danebenstehen und zuschauen? „Russland denkt, dass die Ukraine nicht existiert,“ sagt Pastor Groß. „Wir haben aber ein Recht auf unsere Kultur, unsere Traditionen und unsere Art zu denken, unsere Art zu leben.“ Es sei schlimm, dass es so viele Opfer gibt. Aber danebenstehen, das ginge nicht. „Es geht um Freiheit in Würde!“ Und dennoch ist es bedrückend, dass es so viele Opfer gibt. Das Fahnenmeer über den Gräbern zeugt davon.

DELKU



In Odessa gibt es nicht nur einen Friedhof, auf dem es sehr viele Soldatengräber gibt.

Inkubatoren von „Ermstal hilft“

„Ermstal hilft“ hat zwei lebensrettende Inkubatoren an eine Kinderklinik in Cherson gespendet. Diese wertvolle Ausrüstung kommt Neugeborenen und Frühchen zugute, deren Leben durch den mehrfachen Beschuss des Krankenhauses in Gefahr gebracht wurde. Leider führten diese Angriffe nicht nur zu Verletzungen bei Kindern, sondern auch zur Zerstörung essentieller medizinischer Ausrüstung.

Angesichts des Krieges erleben Schwangere erhöhten Stress, was zu einem Anstieg der Frühgeburtenrate führt. Um diesen unschuldigen Leben weiterhin Unterstützung und Hoffnung zu bieten, bereitet „Ermstal hilft“ einen weiteren Hilfstransport vor, der Ende März starten soll. Dieser wird unter anderem weiteres medizinisches Gerät in die Ukraine bringen.

Pressemeldung „Ermstal hilft“ vom 26. Februar 2024



Raketengriff auf Kinderkrankenhaus
Fotos: STRIBOG (STRIBOG ist die Partnerorganisation von „Ermstal hilft“)



Die Inkubatoren von „Ermstal hilft“ und das Kinderteam des Kinderkrankenhauses Cherson



Ein Inkubator im Detail mit dem Logo von EH und STRIBOG

Bilder des Monats April 2024

Liebe Leserinnen und Leser,

unter den vielen unbezeichneten Bildern in unserem Fotoarchiv finden sich auch einige Innenaufnahmen aus Kirchenräumen.

Diese besonderen Räume waren für die Bessarabien- und Dobrudschadeutschen über Generationen von großer Bedeutung, nicht nur für den sonntäglichen Gottesdienst, sondern auch für Taufen, Hochzeiten, Totengedenken.

Was mit einfachsten Holz- oder Leimbütten begann, mit kleinen saalartigen Räumen, die wochentags den Kolonien als Schule, sonntags als Kirche dienten, bekam mit der Zeit im gleichen Maße, wie die einzelnen Bewohner der Kolonie einen eigenen kleinen Wohlstand aufbauten, die eigenen Häuser durch neue, bessere ersetzen, ein immer stattlicheres Äußeres. Die großen Kirchenbauten beginnen ab den 1840er Jahren, um 1900 gibt es noch mal eine Welle der Erneuerung, Erweiterung bzw. des Totalumbaus. Und noch kurz vor der Umsiedlung 1940 werden letzte Kirchenbauten fertiggestellt. Das Schicksal der meisten dieser Bauten nach 1940 ist bekannt, Abbruch der Türme, Herausnahme des

Kreuzes, des Altars, der Kanzel, Nutzung als Lagerhaus, Konsum oder Kulturgebäude. Einige Kirchen verschwanden ganz, andere wurden nach 1990 wieder ihrer ursprünglichen Nutzung zugeführt, die Türme rekonstruiert – wie zum Beispiel die schöne Kirche in Sarata, auch mit Unterstützung der damaligen Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen oder von Privatpersonen mit Bezug zu Sarata.

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse redaktion@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Olaf Schulze
Kurator des Heimatmuseums*

Bild 1



IN 105642

Bild 2



IN 105643

Bild 3



IN 106774

Aus dem Museum

Der Talar eines besonderen Bessarabiendeutschen



Ein junger Arnulf Baumann in seinem Talar

Unser Museum - künftig einmal im Monat sonntags geöffnet!

Nach dem großen Erfolg unserer sieben Sonntagsonderöffnungen von Ende Januar bis zum 10. März d.J. hat das Museumsteam beschlossen, künftig einmal im Monat an einem Sonntagnachmittag verlässlich das Museum zu öffnen und jeweils um 15 Uhr eine kostenfreie Führung anzubieten. Die Termine 2024 stehen schon fest, es ist immer der dritte Sonntag im Monat. Das Museum ist dabei jeweils von 14 bis 18 Uhr geöffnet. Wir freuen uns auf Sie! Und machen Sie Werbung im Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreis für „unser neugestaltetes Museum“.

So, 21.04.2024

So, 19.05.2024 (Pfingstsonntag und Internationaler Museumstag)

So, 16.06.2024

So, 21.07.2024

So, 19.08.2024

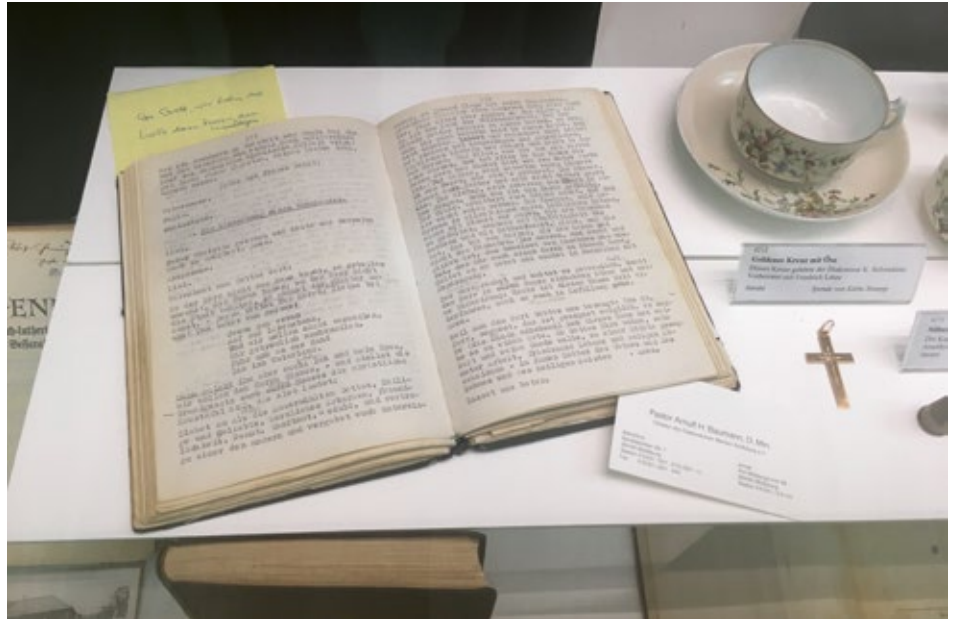
So, 15.09.2024

So, 20.10.2024

So, 17.11.2024

So, 15.12.2024

Dr. Hartmut Knopp, Ingo Rüdiger
Isert, Olaf Schulze



Gottesdienstordnung von 1932

Im dritten Raum unseres neugestalteten Heimatmuseums befinden sich in einer großen Standvitrine aus Glas drei „kopfloze“ Anziehpuppen. Sie tragen historische Kleidungsstücke, sozusagen „Dienstkleidung“, denn alle drei gehören jenen Berufsgruppen an, die an ihrer Kleidung erkennbar waren und auch sein sollten: Der Dorfschulz, die Diakonisse und eben der Pastor mit seinem Talar.

Auf der beigeordneten Tafel „Pastor“ steht Folgendes zur Erklärung: „Die zentrale Bedeutung der Religion im Gemein-

schaftsleben der Deutschen in Bessarabien schlug sich auch in der uneingeschränkten Autorität der Geistlichen nieder. Die Pastoren waren die unbestrittenen geistigen, oft auch die politischen Führungspersonlichkeiten und Hauptvertreter der damals noch schmalen Intelligenz-Schicht, so fasste es die Historikerin Ute Schmidt in ihrem Standardwerk über die Bessarabiendeutschen zusammen.

Die Pastoren der ersten Siedlungsjahre kamen aus dem Baltikum, aus Sachsen, Hannover, Württemberg und der Schweiz. Ab

1832 überließen die Gemeinden ihr Pastorenwahlrecht dem für die Kirchengeschichte zuständigen Gremium in St. Petersburg. Die Prediger stammten nun aus der Reihe der ‚Kronstipendiaten‘ an der Universität von Dorpat. Nach 1850 wuchsen besarabiendeutsche Pastorenfamilien heran, die fast alle in Dorpat studierten. Die Pastoren wurden zunächst vom Fürsorgekomitee und später von den Gemeinden finanziert. Sie bekamen ‚Pastorenland‘, das sie verpachten oder selber nutzen konnten. Die Pastoren waren jeweils für ein großes Kirchspiel eingesetzt, so dass jede Gemeinde im Wechsel Gottesdienste und Ka-



Der Talar Arnulf Baummanns im 3. Raum unseres neu gestalteten Museums

sualien mit ihrem Pastor hatte und durch einen ‚Küsterlehrer‘ als Hilfspastor betreut wurde.

1940 gab es in Bessarabien 13 Kirchspiele und 3 selbständige Pfarrgemeinden. 1918 wurde eine eigenständige Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Bessarabien gebildet, die sich 1920 ihrer Schwesterkirche in Siebenbürgen anschloss. 1926 wurde die bessarabische Landeskirche zum ‚Evangelisch-Lutherischen Kirchenbezirk Tarutino‘ in der ‚Evangelischen Landeskirche in Rumänien (Augsburger Bekenntnis)‘ umgewandelt.

Die jungen bessarabiendeutschen Theologen studierten nun meist in Tübingen, Leipzig, Marburg oder Wien. Als geistliches Oberhaupt im Rang eines Bischofs wirkte von 1920 bis 1937 Oberpastor Daniel Haase (1877-1939), der auch politische Funktionen übernahm.“ (Ende des Tafeltextes)

1936 löste ihn Immanuel Baumann (1900-1974) ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm er erneut als Bundesvorsitzender des Hilfskomitees der ev. luth. Kirche aus Bessarabien und als Landesflüchtlingspfarrer in Niedersachsen eine leitende Funktion. Sein Sohn Arnulf Baumann (1932-2022) übernahm eine vergleichbare Position als Bundesvorsitzender des Hilfskomitees, Stellvertretender Vorsitzender der Landsmannschaft und Leiter der Historischen Kommission des Bessarabiendeutschen Vereins.

Nach dem Tod ihres geliebten Mannes Arnulf Baumann, Lebensgefährtin über viele Jahrzehnte, übergab dessen Witwe Theda Baumann den Talar und weitere Gegenstände an die Bundesvorsitzende Brigitte Bornemann bei einem persönlichen Treffen. So gelangten der Talar, der aus den frühen 1960er Jahren stammt, samt anzuknüpfendem Beffchen und das dazugehörige Barett („Wo der Knopf vorne am Barett ist, dort sitzt das Bewusstsein“, sagten die jungen Theologiestudenten damals selbstironisch), eine „Jerusalem“-Stola, die Arnulf Baumann bei einer seiner Israelreisen erworben hatte, sowie die Bessarabische Gottesdienstordnung von 1932, deren Seiten einfach aus Schreibmaschinendurchschlägen bestehen und die sowohl von Arnulf Baumann als auch schon von seinem Vater Immanuel Baumann benutzt wurde, in unser Heimatmuseum der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen. Wir sind der Stifterin sehr dankbar für die Übergabe dieser Gegenstände, die für sie natürlich einen großen emotionalen Wert besitzen. Es ist auch ein bescheidenes Dankeschön für all die pastoralen, leitenden oder ganz praktischen Dienste, die Arnulf Baumann an den Bessarabiendeutschen im Laufe langer, langer Jahre geleistet hat.

Ihr Olaf Schulze, Museumskurator

Brauchen, Besprechen, Heilen

Dies ist ein Auszug aus dem Text „Sitten und Gebräuche und Begebenheiten“ in Lichtental, ein Zufallsfund aus unserem Archiv. Er enthält viele schöne Geschichten, von denen wir Ihnen hier gerne ab und an eine zum Lesen geben möchten. Wann der Text entstanden ist oder wer der Autor genau war, ist leider unbekannt. Nur so viel: es handelt sich um einen Enkel des Lichtentaler Weinbauern Jakob Fink.

Anmerkung: der Text ist weitestgehend im Originalzustand, nur Tippfehler sind korrigiert. Zum Verständnis notwendige Einfügungen oder Korrekturen sind durch [eckige Klammern] kenntlich gemacht.

Die Redaktion

Das Wort Brauchen stammt von den Nonnen und Mönchen der Klöster her. Sie sammelten viele, viele verschiedene Kräuter und sagten: diese brauchen wir zum Heilen der kranken Menschen und riefen sich beim Sammeln auf den Wiesen bei Anfragen der Nowizen = Neulingen, welche die Kräuterarten nicht recht unterscheiden konnten und fragten: sind die da zu gebrauchen, oder: die sind zu brauchen, oder brauchbar. Dadurch entstand das Brauchen, brauchbares holen oder geben lassen. Und mit den Jahren haben die Nonnen bei der Kräuterüberreichung noch einige Segensworte zur Heilung den Leuten mitgegeben. Allmählich wurde dann keine Salbe, welche die Nonnen auch zusammengekocht hatten, ohne eine Hilfe oder Segenswort zu sagen gegeben. Auch mußten sie ja, bevor sie die Heilkräuter gaben, ein klein wenig über die Krankheiten wissen. So entstand das Brauchen, welches die Einwanderer und Ansiedler aus Deutschland mit nach Bessarabien brachten und lange Jahre hindurch festhielten. Ja, in Lichtental gab es noch Männer und Frauen, welche diese Braucherei bis zur Umsiedlung anno 1940 [praktizierten]. Die männlichen Braucher hatten sich nur auf die Tierheilung eingestellt, während die weiblichen sich mehr mit Menschenheilungen beschäftigten, ganz besonders von Kindern und Kleinstkindern.

In den Anfangsjahren war dies Brauchen eine ganz besondere Angelegenheit gewesen. Ganz besonders viel wurden die Haustiere, Pferde und Kühe durch Kräuter geheilt, wozu dann unbedingt auch etwas gebraucht werden mußte, sollte es gesund werden, und so wurde an das Brauchen geglaubt. Besonders alte Frauen, die ein klein wenig von der Kräutersammlung verstanden, machten noch ihre eigenen Bibelsprüche fein dazu [...].

Eine vielvorgekommene Kleinkinderkrankheit war das Auszehren. Ein weißer Nähfaden wurde um den Hals, Arm oder Bein gebunden, der nicht gelöst wurde, bis er von selbst verloren ging. Und dennoch [ist] die Sache nicht so ganz einfach gewesen. Wollte jemand brauchen lassen: ob Menschen oder Tier, so muß derjenige ganz frühmorgens, noch ehe die Sonne aufging, ohne auf dem Wege gesprochen zu haben, oder von jemandem angeredet worden [zu sein, zum Braucher gehen. Nur so] konnte und durfte das Brauchen ausgeübt werden, sollte dadurch eine Heilung, Besserung herbeigeführt werden. Sagte jemand guten Morgen, so war dennoch die Angelegenheit hinfällig geworden. Ging derjenige jedoch an den Leuten großlos vorüber, so wußten sie, daß er zum Braucher oder Braucherin den Weg vor sich hatte. Auch das war schon nicht gut, denn auch in diesem Falle war keine Aussicht für Abhilfe vorhanden [...]. Die ganze Sache = Brauchene Angelegenheit war recht schwierig und kompliziert gewesen.

Bei der Auszehr, je nach der Auszehrart, wurde der Faden auch nur um die Angel (Kloben) gebunden und, so wie der Faden dann von dem Fürband zerrieben wurde, so entfernte sich die Auszehr, so allmählich verließ sie die betreffende Person. Hatte jedoch ein Kleinstkind die sogenannte Mundfäule, so mußte eben abgesprachen werden, mit Worten, die nicht mal die Mutter des Kindes verstehen durfte. Half oft dennoch oder glaubwürdig. Ja, damals hatte solcher Brauchenglaube oft schier Berge versetzen können. Auch alte Leute mußten für sich oft persönlich den Weg zum Braucher oder Braucherin nehmen, wenn die verdammten Zahnschmerzen mal einen befallen hatten und die Person bei der Nacht schier wahnsinnig bei solcher schlaflosen Nacht werden konnte. In aller Herrgottsfrüh marschierte ein solcher Mann, mit überaus großen Schritten, dem Heiler zu. Für solches Zahnweh war damals von der Ansiedlungszeit an der Mitansiedler M. Schreiber und hernach sein Schwiegersohn J. Bechtle [zuständig]. Nun, der alte Schreiber, ein kräftiger, korpulenter Mann, mit einer Bärenstimme, die schon durch den Ton alles Böse verjagen konnte. Auch war es zu jener Zeit in seiner Macht gestanden, so weit der Glaube der betreffenden Personen es vermöchte zu glauben, Geister auszutreiben.

Einen Zahn zu ziehen war für [den] alten Schreiber ein wahres Spiel gewesen, er konnte Patienten laut lachend den ausgezogenen, ist vielleicht etwas überaus fein zärtlich betitelt, aber, ausgerissenen Zahn zeigen, mit den Worten, dahommer den Halonken. Jedoch konnte der Patient meistens keine Lachmiene vor überstan-

denem Schmerz machen. Ach war, meinte er des Öftern, dees isch doch a Kenderspiel so an Zah ziage. Freilich hatte der gute alte Mann Recht. Das Ziehen war für ihn immer kinderleicht, weil er ein überaus kräftiger Mann war. Jedoch für den armen, leidenden Patienten war solche Ziehung eine schmerzhaftige Qual gewesen, denn das ging doch alles ohne Spritze vor sich und das noch mit einem Schlüssel, der über den kranken oder gesunden Zahn gelegt wurde, mit einer kräftigen Handdrehung wurde der Zahn aus dem oder mit einem Stück Kiefer gehoben. Oft hatte der Patient förmliches Glück, wenn der kranke Zahn dran gekommen war. Hatte er jedoch den falschen im Eifer des Gefechtes erwischt, so meinte er, tausend nochmal, jetzt haue net au dr letz erwischt, no g'schwent her, der mua au raus worom hotr sich net g'meldet. Und wups war auch der kranke Zahn da.

Nun, das waren eben nur so kleine Schwabenstrieche, ein Witz für den Zahnzieher und ein Schmerz für den Zahngeber. Da der alte Schreiber ein kräftiger Mann war, benötigte er beim Zahnziehen keine Beihilfe. Der Patient mußte sich auf den Lehnstuhl setzen, den Mund so weit es möglich war öffnen, in die nötige Hand nahm er seinen Zahnziehschlüssel, mit der anderen drückte er den Kopf des Patienten auf die Stuhllehne zurück, damit dieser ruhig sich verhielt. Die Hand, in der der Schlüssel ruhte, machte einen Ruck, und, eh' der Patient einen Schrei, oft tierartigen Brüller, tun konnte, war schon alles vorbei. Do hamrn, legte ihn mit Schlüssel auf den Tisch, zog sofort sein großes Taschentuch aus der Tasche und trocknete den ausgetriebenen Schweiß seines vollen Gesichtes ab. Und meinte dabei, das war an Kerl dees hot Schwoiß koscht. In weitem Umkreis unter den Deutschen hatte der Schreiber-Michl, wie er so allgemein genannt und bekannt war, [einen guten Ruf]. Sogar bis nach Kischinew und die Gegend von Odessa war er bekannt gewesen. Und wurde er mal geholt, um den Bösgeist auszutreiben, der sein Wesen an den Pferden trieb und mehrer den betreffenden Landwirt weg- raffte, dann mußte der Schreibermichl seine ganze Macht zur Schau bringen, natürlich verbunden mit Kunst und Tricks. Aber er versetzte alle die Neugierigen und Naseweisen in Staunen und noch vielmehr in Verlegenheit und Angst, denn sie alle konnten hernach vor Angst keinen Schlaf mehr finden. Seine Vorbereitungen kostete schon eine beträchtliche Anzahl von Nerven, denn die mit ihm zusammen zu verbringenden Stunden mußten, sollte das Werk der Geheimnisse gelingen, in der Zimmerdunkelheit verbraucht werden. Und dazu noch in voller Stille, ohne ein Wort zu sprechen. Und, man sollte

sich doch mal die langen Wartestunden in der Dunkelheit vor der Austreibzeremonie [vorstellen], nur mit Angst und geheimnisvollen Worten in absoluter Stille, ja, schier ohne Atem, in Gespanntheit, auf die Dinge, die da kommen sollen, wartend in irgendeiner Ofenecke oder Zimmerecke, doch ja nicht am Hauseingang, oder Verbindungstür, die in ein anderes Zimmer führte. Dann [war] man so gespannt, daß die Nerven des ganzen Leibes schier zersprangen. Vor den in der Dunkelheit flimmernden, oft funkelnden Augen sah man erregt schon in der Phantasie Figuren an den Augen vorüber ziehen, was die Angst, Furcht noch von Minute zu Minute steigerte und schier die Wartezeit unerträglich [machte]. Ja, man hätte oft schon gerne auf alles verzichtet, wäre man zu Hause unter der Decke gelegen. Aber nun war es für alle Möglichkeiten zu riskant, das Haus zu verlassen. Ein Hofhund schlug an. Es tut sich etwas, behauptete der Schreibermichl. Schon vernahm mancher den Schauer über das Gesicht und den Rücken dahingribeln. Wer das Gruseln bis da nicht erfahren hatte, dem kam es noch zurecht, um ihn völlig matt an seine Stuhllehne oder Ofenecke zu drücken. Die alte Schwarzwälder Wanduhr warnt die Stundenzzeit Elf Uhr, die Geisterstunde hat geschlagen. Eine unerträgliche Angst überfiel alle Anwesenden, doch sie waren zum Ausharren verdammt, so, wie sie es ja alle selbst aus Neugier, purer Neugier, gewünscht hatten. Der Schreibermichl, der stets am Fenster oder der Haustür saß und seine Pläne schmiedete. Er stand auf, was schon alle in Schreck versetzte. Riß das Fenster oder die Haustür derb und knarrend oder polternd auf, brüllte rollende unartikulierte Worte in die Dunkelheit der Nacht. Denn die Bewohner der Gemeinde lagen schon in stummer Ruh'. Nur hier, hier pochen die von Neugier erfüllten Herzen und schmachten in verzweifelnder Angst. Der Atem stockte, der kalte Angstschweiß perlte von der Stirne. Man wagte sich nicht mehr zu rühren. Nochmal riß er Fenster oder Tür auf. Der Baßbrüller ertönte noch um ein Grad schauerlicher. Die Wachhunde des Hofes schlugen an, noch etliche folgten. Er brüllte nochmal in die Nacht hinein, schon schlugen die Nachbarhunde an. Instinktmäßig folgen die weiteren Hunde. Und noch einen letzten Brüller in die Nacht, der schon manchen Nachbar aus der Ruhe brachte. Doch die Hunde wurden wach, und das Bellen der Hofwächter verbreitete [sich] immer weiter, dem Dorfende zu. Hört ihr das Bellen der Hunde, war sein erstes Wort, das er im Zimmer an die Anwesenden ertönen ließ, ging zur Tür, riß sie rasch auf, hustete laut und schrie nochmal. Jetzt erhob sich ein allgemeines

Hundegebelle [...] [im ganzen Dorf], was heißen sollte, mußte, der vertriebene böse unbequeme Geist flieht, entweder nach Norden oder nach Süden. Dem Hundebellen nach konnten die Leute hören, wohin sich der ausgetriebene Geist begab. Allmählich verklangen die Töne der Hunde und das Austreibungswerk war dem Schreibermichl voll und ganz gelungen. Die Geisterstundenzzeit war vorüber, das Licht wurde angezündet. Alle atmeten erleichtert und schier vom Banne erlöst auf. Und dennoch wagte keiner das erste Wort zum Gespräch zu sagen. Auch Schreibermichl schwieg, um die Spannung etwas anzuheizen. Die Stille verschärfte sich noch, sie alle platzten schier vor Erregung. Endlich sagte er: die Sache ist geschafft, wir können uns freuen. Und dann kam das Freudenfest mit Wein und Essen. Nach einer Stund des Feierns wurde er noch, war es nicht gar zu weit, heimgefahren.

So weit die Taten des Michael Schreiber, sie waren verblüffend, denn an Tierheilpraktikern fehlte es und auch sie wurden in den neuen Verhältnissen krank. Er war lange Jahre hindurch der einzige in Lichtenental gewesen. In späteren Jahren hatte die Sache einige Ansiedlersöhne von Michael Schreiber erlernt. So der Nachbarsohn Jakob Roth, Sohn des Ansiedlers Jakob, der über die Straße zu Schreiber wohnte und der öfter bei Pferdeheilsachen beiwohnte. Noch vor dem erlernte es der Sohn des Ansiedlers Georg Gall und noch später nach Roth der Sohn des Ansiedlers Jakob Holzwarth Sohn Gottlieb. Und dann wohl oder übel mußte die Sache Schreibers Schwiegersohn [lernen], der seine jüngste Tochter Paulina heiratete und den Ansiedlerhof übernehmen mußte, da Schreiber nur vier Töchter hatte. Also mußte Jakob Bechtle die Heilpraktik erlernen und weiterführen. Und, [während] der alte Schreibermichl [mit den] Zähnen der Leute, seinen Kräften gemäß, allein fertig wurde, konnte der Schwiegersohn Jakob Bechtle [das], als ziemlich schwächtiger Mann, nicht fertig bringen. Er hatte dann im Notfall seine bessere Hälfte, welche ja oft und viel des Vaters Mithilfe darstellte und schier in alles eingeweiht war. Was eben beim Zähneziehen des Vaters Hand vollbrachte, um des Patienten Kopf auf die Stuhllehne zu drücken, mußte nun bei ihrem Gatten sie, die Ehefrau persönlich, ausführen. Und da doch beim Zähneziehen es auch Wunden, blutende Wunden, gab, die sie nicht so ganz gelassen ansehen konnte, und mit der Zeit dieses Beihilfeamt niederlegen wollte, weil sie das Jammern und das Blut zu sehr erregte. Jedoch wußte der Mann Abhilfe. Sie mußte jedesmal davor ein Glas Wein oder Schnäpschen zu sich nehmen. Und wirklich, diese Gläschen taten

Wunder, vielleicht weniger am Patienten als bei der Beihilfe, denn allmählich übte sich [die] Sache so ein, daß sie sich immer auf jeden Fall Wein oder Schnaps im Haus hielt, denn Vorsorge hatte sie immer getroffen und war recht pünktlich dafür besorgt.

Auch mußte sie oft, weil bei ihnen der produzierte Wein nicht reichte, auch noch bei Tierheilung den Mogarischwein zustellen. Weil mein Großvater Jakob Fink, der nur in der Mittelstraße wohnte, ein großer Weinbauer war, so war dieser für den Mogarischwein die Zielscheibe geworden. Und war der betreffende Mann, dessen Pferd geheilt wurde, noch mit dem Heilpraktiker ein Glas [zu] trinken bereit, so war die Paulina, wie [sie] so allgemein und schön nachbarlich genannt wurde, gerne die Weinbesorgerin, wobei sie persönlich das Trio des Trinkens wurde. Was sie mit den Jahren so aufnahm, daß es für sie etwas Unmögliches gewesen wäre, nicht solchen Weinschmaus mit zu erleben. Freilich waren all die oft erscheinenden Gelegenheiten nicht die besten Dinge für ihren Charakter gewesen, denn der war etwas leichter Natur, zum Alkoholgetränk. Und, weil sie den Wein besorgen mußte, wurde sie mit den Jahren geübt und erfinderisch. Zuerst meinte sie öfter zu meiner Großmutter: woisch Ricka, so taga wia der huier, diu nehmet oi mit. Doe sen zwea Zäh' zu zlage gwe und no drei Roß zon oischütta, dees hot d Kräfte g'nomma, gii mr no an Gläsle woi, i präschtiens net z'hoilaufla. Und sie bekam ein Gläschen. Bedankte sich und wollte schnell davon, denn spräsiert dui wartet druf i hau me schau ebbes verspätet mit dem trenka. Das nächste Mal konnte sie ja nicht schon wieder ein Gläschen fordern, da holte sie ein Liter, das Töpfchen oder [die] Flasche fasste aber etwas weniger. Ha dees macht nicks des Bisle gii mer her des trenk e gra aus, dees tut mir au guat noch somma Vormittag i beh koi Mensch meh so ischs huit hernanga.

Ja, und nach dem alten Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe, hat sich solches auch an der Paulina Bechtle erwiesen. Denn das ewige Weinholen und Mogarisch trinken wurde ihr zur zweiten Natur, sie schlug zuletzt schon vor, zum Frühstück lieber ein Glas Wein zu trinken als Kaffee oder Tee. Und kam es, daß erst der vierte oder gar fünfte Patient wegen Zahnziehen kam und sie sollte diesem den Kopf halten, konnte sie sich mit Mühe noch auf den Beinen halten, oder torkelte gar um. Alles Gelegenheitssachen, die zur Gewohnheit und Schaden werden können. Und diese Heilerei führte hernach nicht der einzige Sohn Jakob weiter, der davon nichts wissen wollte, sondern die Schwiegertochter, Susanne. Aber natürlich in viel kleinerem Maß-

stab, denn sie war eben eine Frau gewesen.

Der alte Jakob Roth führte auch die Heilpraxis so lange er lebte aus, jedoch hielt er sich weniger ans Brauchen, sondern, nach Metzgerart, ans Schneiden, was den beiden andern Heilpraktikern Georg Gall und Gottlieb Holzwarth nicht gegeben war. Roth hatte keinen Nachfolger seiner Söhne, auch Gall nicht, bloß wollte sein Enkel ein solcher werden, der aus den Niederschriften seines Großvaters einige Brauchformeln herausnahm und auswendig lernt. Bei Holzwarth war die Sache wieder günstiger ausgefallen. Zwei seiner Söhne beschäftigten sich auch mit der Heilkunde, die sie vom Vater sich angeeignet und übernommen hatten. Das Zähneziehen praktizierten nur der Schreibermichl und sein Schwiegersohn Jakob Bechtle und hernach tat dies schon der Arzt. Und wahrlich, großes Wunder, daß keine Blutvergiftungen von diesem verrosteten, gewöhnlichen eisernen Zahnziehschlüssel entstanden waren. Wäre das noch rostfreies Material gewesen, hätte man vielleicht auch mehr Zutrauen gehabt. Jedoch so, sah der Schlüssel ekelhaft aus. Waren jedoch unter den Zahnwehlenden mal ein Angsthase, so konnte der alte Schreiber, wie auch Bechtle, ein feineres Mittel verabreichen, nämlich er schrieb einen Zettel, klebte ihn zu, band einen Faden dran und diesen mußte der Zahnkranke um den Hals hängen und tragen bis er von selbst abfiel. Das Zahnweh war bis zum Zettelabfall oft schon längst vorbei.

Diesen Zettel wollten mal zwei Halunken lesen, konnten jedoch zu keinem kommen. Kurz, der eine machte sich auf, ging zu Bechtle, stellte sich Zahnkrank, jedoch Furcht vorm Ziehen. Bat um ein anderes Mittel, das Bechtle ihm dann in einem Zettel übergab, ja sogleich umhängte und sagte, den trägst Du bis er abfällt. Er kehrte dann gleich bei seinem Mitveranstalter ein, der Zettel wurde geöffnet und darin stand so gut und so schlecht, wie der Mann es eben schreiben konnte „Hilft Dir der Zettel nicht, so hilft Dir der Teufel, doch bis er abfällt wirst auch kein Zahnweh haben.“ Letzteres war natürlich das Richtige und auch das Heilende, denn drei bis vier Wochen und länger trug jeder solchen Zettel und länger währt auch kein Zahnweh.

Und dieser Jakob Bechtle wurde, natürlich von abergläubigen Leuten, in großen Fernen bekannt und zu derartigen Geisteraustreibungen geholt oder hergerufen. Ich persönlich traf ihn mal in Kischinew, das 120 Kilometer von Lichtental entfernt liegt. Er mußte jedoch noch weiter fahren. Ich fragte nicht, wohin und weshalb, denn ich wußte ja, daß diese seine Fahrten ge-

heim sein sollen. Auch in Odessa traf ich ihn mal. Auch von dort fuhr er weiter bis Nikolajew. War er nicht ein weltberühmter Heilpraktiker gewesen.

Und nun noch etwas über die weiblichen Heilpraktikerinnen, das waren Frauen, die meistens mit den Hebammen in Verbindung standen und von denen so manches abgeholt hatten. Sie sammelten und verstanden auch vom Heilkräutersammeln. Kurz, es wurden Kräuter wie Kamelie, Osterleszehkraut, Hagebutten und andere mehr [gesammelt]. Da war mal die erste Hebamme in Lichtental, die Ehefrau des Ansiedlers Philipp Kuhnle, eine gelernte Hebamme, die ihre Kräuter noch selbst auf dem jungfräulichen Steppenland, mit den vielen und allerverschiedensten Kräutern, ihren Bedarf als Hebamme sich sammelte. Dann kam die Ehefrau des Schneider-Baisch, die später die zweite Ehefrau des Ansiedlers Tobias Fickel wurde und ihre Baischestochter Friederika, geb. 1844, mit in die Ehe brachte, die dann auch nach dem Tode der Eltern im Haus und auf dem Hof ihren Sitz und Lebensunterhalt hatte. Und hernach, ob wegen Unwissenheit oder absichtlich, in Stich gelassen wurde, so daß sie nach Ausbruch des ersten Weltkrieges mit 72 Jahren als Ausländerin, das sie selbst nicht gewußt hatte, nach Ufa am Uralgebirge verschickt wurde. Wer dabei der liebe Iniziator für dieses Unheil war, blieb ungeklärt, jedenfalls hat sich niemand um sie bekümmert und angenommen. Sie fiel eben zur Last, denn Haus und Land war schon in dritter Hand. Nach der Frau Baisch alias Fickel war Hebamme die alte Gäßler, Ehefrau des Ansiedlers Georg Gäßler. Ja, die alte Gäßlere, ein altes Weiblein, schon recht gebeugt mit schneeweißem Haar, die meistens, natürlich zur Sommerzeit, auf den hohen Staffelmäuerchen saß und ihre Stricknadeln glitzern ließ. Altes Weible, aber, so ich sie kannte, recht lieb, besonders zu den Kindern, ob sie die Mutter auf dem Arm oder an der Hand zu ihr brachte, um für die Auszehr oder Bauchweh heilen sollte. Und sie tat es auch, war immer willig und zuvorkommend. Und nach deren Tod sprang an ihrer Stelle die alte Ernst ein, sie war die zweite Ehefrau des Ansiedlers Friedrich Ernst. Auch sie war eine ehemalige Hebamme gewesen.

Auch die Ehefrau des Georg Schäufele, die nach dem Tode ihres Mannes bei der Tochter Maria Bohnet wohnte. Sie war das Gegenteil zu den beiden vorhin beschriebenen Heilpraktikerinnen. Jene waren unteretzte Frauen, während die alte Schäufelesbäs eine lange schlanke Figur darstellte, wohl auch mit schneeweißem, um den Kopf gewickeltem Haar. Ja, die alte Schäufelesbäs, die meistens zur Sommerzeit am roten Brettgiebel saß und ebenso fleißig die Stricknadeln schwingte

und der Strumpf zusehends immer länger wurde. Auch sie konnte manchem Säugling das Bauchweh vertreiben, hatte sie ihn angesehen und einige Worte gesagt. Seelenfroh ging die Mutter heim mit ihrem Säugling.

So viel über das Brauchen früher in Lichtental, Kreis Akkerman, Bessarabien, eine echte Schwabengemeinde, die von den Bettlern aller Volkstämme die barmherzige Mutter genannt wurde, weil jeder Mensch, war er arm oder reich, fand in Lichtental Aufnahme. Und die Bettler ernteten in Lichtental am meisten.



Geschichte der Tuchscherer/Janer Familie 5. Teil

Im Septemberheft 2023 wurde auf die Erwerbung der Familiengeschichte von Josef Tuchscherer aus Colelia, jetzt Kanada, hingewiesen. Die dort dargestellte Entstehungsgeschichte möchten wir, mit einzelnen Kapiteln und Episoden fortsetzen. Es wird oft aus der Sicht des Autors oder naher Verwandter und Bekannter berichtet.

Im Februar-Beitrag ging es um den Bau der neuen Kirche, die 1934 geweiht wurde. Dieses Mal einige Ausführungen zu den Geistlichen im Ort.

Heinz-Jürgen Oertel

JOSEF TUCHSCHERER

Pater Polgari: Dominante Autoritätsfigur

1893 bekam Colelia seinen ersten ansässigen Priester: Pater Heinrich Kasitski. Er unterrichtete auch Sprache und Arithmetik. Pater Polgari war von 1914 bis zur Umsiedlung 1940 Vorsteher der Gemeinde Colelia. Er fungierte als Priester, Lehrer, Richter und Arzt. Durch seine Persönlichkeit war er die wichtigste Autorität der Gemeinde. Er erwartete von jedem Gemeindemitglied, dass es einmal im Monat zur Beichte ging; unter seiner Autorität konnte die Dorfjugend am Sonntag-nachmittag Tänze veranstalten.

Mama:

„Vater Polgari wurde von den Menschen in Colelia respektiert. Obwohl er sehr streng war, wurde er nicht gefürchtet.“

Als Priester von Colelia besaß Pater Polgari seinen eigenen Bauernhof, der an den Friedhof angrenzte, er hatte Landarbeiter, Vieh, Pferde und einen Wagen. Pater Polgari besaß zehn Hektar Land der Pfarrgemeinde. Auf einem Teil des Landes, an den Hängen oberhalb des Baches, hatte er einen Weinberg mit „Terrassentrauben“ angelegt.

In Colelia waren Truthähne nicht üblich. Vater Polgaris Haushälterin, Natalia Wes, hielt jedoch jedes Jahr einige Truthähne. Tagsüber flogen die Truthähne aus und saßen auf den Bäumen; den Hahn hörte man schon von weitem krächzen. Der Hahn war sehr beschützerisch, wenn es um seine Herde ging; Ich hütete mich immer, Vater Polgaris Hof zu betreten, wenn ich gerufen wurde, um Natalia Wes beim Kochen zu helfen.

Der Pfarrer erhielt ein monatliches Gehalt („Paders Garte“). Der Kirchenrat, dem Polits-Josef vorstand und der von zwei weiteren Männern der Gemeinde unterstützt wurde, zog die Kirchensteuer von jeder Familie der Gemeinde ein. Drei- oder viermal im Jahr ging der Ausrufer, der „Bittel“, durch das Dorf, um die Bürger daran zu erinnern, dass es an der Zeit war, die Steuern für die Kirche und die Gemeindegelben bis zu einem bestimmten Datum zu zahlen.

In den ersten Jahren wohnte Pater Polgari in der alten Unterkunft. Später, im Jahr 1927, baute die Gemeinde ein neues Haus mit einem modernen Dach aus Tonziegeln.

Vater Polgari hatte eine Köchin, Natalia Aspeleiter, eine Witwe mit fünf Kindern. Ihr Mann war im Ersten Weltkrieg gefallen. Ihre älteste Tochter, Scholastika, kümmerte sich um ihre Geschwister, während Natalia für den Priester arbeitete. Natalia war vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Umsiedlung die Köchin des Pfarrers. Natalia und ihr Sohn Zachäus, der an einer chronischen Brustentzündung litt, lebten in der Wohnung des Pfarrers. Zachäus starb schließlich während des Zweiten Weltkriegs in Polen.

Pater Polgari gab den Patienten in Colelia auch medizinischen Rat. Er besaß ein großes medizinisches Buch, in dem Heilmittel für viele Krankheiten beschrieben waren. Er besuchte die Kranken, und in Ermangelung eines Arztes oder anderen professionell ausgebildeten Personals half Pater Polgari, die Kranken so gut wie möglich zu versorgen.

Mama erinnerte sich, als Papa während seines Dienstes in der rumänischen Armee eine Infektion am Bein hatte, besuchte Pater Polgari Papa regelmäßig und behandelte die Infektion.



Vor der 1934 fertig gestellten Colelia-Kirche zwischen 1934 und 1940

Üblicher Gruß bei der Begegnung mit einem Priester

Vater Polgari fiel durch seine lange schwarze Priesterkutte auf, die er immer trug. In Colelia war es üblich, bei der Begegnung mit einem Priester einen Gruß auszusprechen. Der übliche Gruß war „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Priester antwortete „In Ewigkeit, Amen“. Die Männer zogen ihre Hüte ab, wenn sie den Priester begrüßten.

Pater Polgaris disziplinarische Methoden

Margaret [Ternes] Janer erinnerte sich an ihren Besuch im Jahr 2001 von ihrem Haus in Karwese, Deutschland, bei Mama in Regina, Saskatchewan:

„Eines Tages bat mich Pater Polgari, nach der Kirche ins Pfarrhaus zu kommen. Er schimpfte mit mir und verpasste mir eine Abreibung, weil mein Kleid kurze Ärmel hatte und ich mich so unbescheiden zeigte, sagte er. Ich war ein zwölfjähriges Mädchen.

Wir Mädchen waren manchmal amüsiert, wenn wir zur Beichte gingen. Regelmäßig hörten wir, wie der Vater einem Jungen eine Ohrfeige gab, wenn dieser eine Sünde gestand, die nach Meinung des Vaters eine sofortige Bestrafung verdiente.

Eines Tages spielten wir auf dem Kirchhof. Eva, das Mädchen von Vetter Anton [Ternes, Bruder der Mutter], spielte mit uns. Sie wollte schon immer eine Nonne sein und war an diesem Tag als Nonne gekleidet, mit einem schwarzen Kleid; sie trug sogar einen Rosenkranz. Wir taten alle so, als würden wir beten, angeleitet von Eva.

Offenbar hatte der Pater uns beobachtet und hielt unsere Spiele für ein Sakrileg. Wir wurden alle in die Kirche geführt und mussten zur Strafe auf getrockneten Erbsen knien, die der Vater auf den Keramikfliesen verteilt hatte. Zur Sühne für unser Vergehen mussten wir dort unerträglich lange knien. Wir waren etwa zehn Jahre alt. Unsere Eltern waren verärgert, als wir nach Hause kamen. Unsere Knie hatten tiefe Beulen, die von den Druckstellen der Erbsen blau angelaufen waren.“

Vetter Josef Tuchscherer, bei meinem Besuch im August 1993:

„Die Strafen von Pater Polgari konnten hart sein. Eines Tages kam ich zu spät zum Dienst in der Messe. Pater Polgari bat Ottilia, die spätere Schwester Octavia, als Messdienerin einzuspringen. Nach der Messe stellte mich Pater Polgari zur Rede und verpasste mir eine Tracht Prügel.“

Martha Wes beobachtete das:

„Damals war es nicht üblich, dass Mädchen am Altar dienten, obwohl sie im Notfall eingesetzt wurden. Auch ich habe einmal gedient, als keine Jungen verfügbar waren.“

Pater Polgaris Alkoholproblem

In seiner Familiengeschichte stellt Josef Hoffart fest:

„Pater Polgari war ein Tyrann und ein Trinker. Einmal zelebrierte er die Messe in einem so betrunkenen Zustand, dass er hinfiel. Seit dieser Zeit wussten alle Gemeindemitglieder, dass Pater Polgari keine Unterwäsche unter seiner Kutte trug!“

Als Lehrer schloss Pater Polgari die Schüler in der Schule ein und ging einen trinken.



Deutsche in Cataloi

Aus dem Nachlass Erwin Isslers

HEINZ-JÜRGEN OERTEL

Erwin Issler war Vorsitzender der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen von 1990–2001. Nach seinem Tod 2017 übergab sein Bruder Hans Issler zahlreiche Dokumente aus seinem Nachlass an den Bessarabiendeutschen Verein. Der größte Teil des Nachlasses, Dokumente und Bilder, ist bereits digital erfasst.

Darin befand sich auch eine interessante Gesprächsmitschrift.

Gespräch mit Daniel Schmidt, 81 Jahre aus Cataloi, z.Zt. Kolorna und seiner Frau, 06.06.1996

In Cataloi - rumänisch - Catalui - deutsch, gab es vier Dorfteile: die der Rumänen war links der Dorfeinfahrt, wenn man aus Tulcea kam, in einem Bogen um die große Kirche, die sie mit den gleichfalls orthodoxen Bulgaren teilten.

Der deutsche Dorfteil schloss sich an und bestand aus Baptisten und Lutheranern, wobei die Baptisten die Mehrheit stellten. Beide hatten eigene Gebetshäuser und ließen sich nicht gegenseitig missionieren. Sonst kam man gut miteinander zurecht.

Der italienische Dorfteil wurde ein Jahr vor den Deutschen, bereits 1939, umgesiedelt. Auch die Katholiken hatten ihre eigene Kirche. Die einzelnen Dorfteile hatten kaum Beziehung miteinander. Le-

diglich in der einzigen Dorfwirtschaft trafen sich die jungen Leute.

Daniel Schmidt: „Ich war noch Kind als mein Vater starb. Meine Mutter bleute mir später als Jüngling ein, sie würde mir die Beine abschlagen, falls ich mit einer Rumänin etwas anfangen sollte.“

In der Wirtschaft kam es mitunter zu Schlägereien mit den Rumänen. Wir, die Deutschen, ließen uns nichts bieten. An einem Sonntag, es war nach Kriegsbeginn, gingen einige Rumänen aus der dörflichen Oberschicht auf uns Deutsche mit Hämmern zu. Es war vor unserem Gemeindehaus. Wir schlugen uns jedoch sehr tapfer.“

Daniel Schmidt machte den Eindruck, dass die Deutschen sich allgemein nichts bieten ließen. Einem Streit gingen sie nicht, wie die Italiener, aus dem Weg.

Umsiedlung und Lagerleben

Bericht aus den Erinnerungen
meines Vaters Herbert Müller Teil 1

ERWIN MÜLLER

Im reiferen Alter begann bei mir die Zeit, dass ich stolz geworden bin über meine bessarabischen Wurzeln. Erinnern kann ich natürlich immer noch, wenn es gefragt ist, dass ich auch im II. Weltkrieg ein Flüchtling war, der dann vor den russischen Panzern nach Westen das Weite gesucht und später auch eine sichere Bleibe gefunden hat. Und da spreche ich von den ersten Monaten in 1945. Ich, am 17. August 1942 geboren, hatte damals in der Posener Klinik gelegen und eine Polio überlebt und danach zum zweiten Mal gehen gelernt. Die eisige Kälte im Januar 1945 begleitete uns. Auch habe ich diesbezüglich, ein Flüchtling zu sein, recht ungute Erinnerungen, wenn dies zur Sprache kommt. Gleichzeitig aber jedes mal ein leichtes Schmunzeln, denn ich konnte meist mit meinem Namen: „Erwin Müller“ davon leicht ablenken.

Meine Eltern sind aus Klöstitz und waren ihr Leben lang ihrer Heimat Bessarabien verbunden. So stehen mir neben Erlebnissen und unzähligen Geschichten auch alle Heimatkalender und Berge von Mitteilungsblättern zur Verfügung. Dies hat mich auf meinem Lebensweg dazu bewogen - vor allem auch, da ich von meinem Vater „Herbert Müller“, und von seinem Vater „David Müller“, also meinem Opa, so umfangreiche Tagebuch Aufzeichnungen habe - dies alles zu einer „Müller Saga“ zusammen zu tragen. Aus dieser Idee heraus, hatte ich dies schon im Mitteilungsblatt Juni 2018 mit

dem Artikel: „Die Geschichte der Familie Müller aus Klöstitz“ angekündigt.

Diesen, meinen Artikel von 2018, hatte Frau Sigrid Standke, sie arbeitet regelmäßig an Dienstagen ehrenamtlich im Haus der Besarabiendeutschen in Stuttgart, Florianstr. 17, im Mitteilungsblatt entdeckt und mich daraufhin angerufen und informiert. In den Vordergrund gerückt ist in den letzten Jahren dabei das Thema der Umsiedlung und des Lagerlebens, auch hat sich das Interesse daran durch die Inhalte am „Kulturtag, Sonntag, den 26. März 2023“ verstärkt. Wir haben also miteinander abgesprochen, dass ich, auf mein Buchprojekt bezogen, diesen Teil bis hin zum Kennenlernen und der Hochzeit meiner Eltern im Lager Weinböhl bei Dresden vorziehe und schriftstellerisch mit Fotos gestalte.

Dieses Lagerleben, etwa ab Herbst 1940 während der Umsiedlung, erweitert sich in unserem Fall ganz entschieden um den rumänischen Militärdienst meines Vaters vom April 1934 bis Ende Oktober 1936, da ich ihn für das Verständnis dieses aktuellen Projektes der Umsiedlung im Falle meines Vaters mit einbeziehen muss – auch, weil dadurch für ihn die Umsiedlung sich um Monate, vorausgehend in 1940, mit viel Unwissenheit erweiterte.

Lassen wir nun Herbert Müller von seinen Erlebnissen berichten:

Gehen wir doch mal zurück in den April 1934. Als ich nach der Tagesarbeit vom



Herbert Müller (stehend) beim rumänischen Militär
Foto: privat/Erwin Müller

Acker nach Hause kam, lag dort für mich der „Orien de chemar“, der Einberufungsbefehl zum rumänischen Militärdienst, somit schickte man mich für drei Jahre ins 8. Grenzwachregiment nach Bukarest. Hier bei der Grenzwache hatte ich die ersten drei Monate einen sehr schweren Dienst. Das Gute war, unser Oberleutnant war ein guter Offizier. Er wollte auch noch, dass ich zusätzlich den Unteroffizierslehrgang mache, was ich aber ablehnte. Nach den drei Monaten gab es 45 Tage Urlaub, was für mich auch mit schwerer Arbeit auf unseren Äckern verbunden war. Danach ging der Dienst weiter in Arad, im 7. Grenzwachregiment, das in einer Festung stationiert war. Noch ein schwerer Monat, dann wurde ich versetzt zur Büroarbeit, da ich der rumänischen Sprache mächtig war. Wieder eine Zeit später, konnte ich auf die Nachfrage eines hohen Offiziers zustimmen, dass ich Deutscher war und mit Pferden umgehen kann, worauf er mich persönlich unter sein Kommando nahm. In meiner weiterhin geleisteten Arbeit bei ihm konnte ich immer besser verstehen, worauf es meinem Hauptmann ankam und mich bewähren, auch mein pflegender und guter Umgang mit den Pferden war dem Ganzen dienlich. Herr Fiano, mein Hauptmann, war ein prima Offizier. Die Monate gingen ins Land und ich tat meine Soldatenpflicht. Und dann setzte er auch noch sein ganzes Vertrauen in mich und übergab mir die Aufsicht über die Verpflegungs- und Bekleidungskammer. Man kann sagen, wir waren mit der Zeit unter seiner Obhut wie Kameraden zusammen gewachsen. So war es dann auch ein Tränenreicher Abschied unter Freunden, als ich im Oktober 1936 mit meiner Entlassung meinen aktiven Dienst beim rumänischen Militär beendete.

Wer den Militärdienst abgeleistet hatte, wurde jedes Jahr wieder einberufen und musste seiner Dienstpflicht nachkommen. Auch ich wieder, musste dann am 10. Mai 1937 antreten, dem größten rumänischen Nationalfeiertag mit Parademärschen, und wurde dann ins 5. Grenzwachregiment nach Braila versetzt.

Von 1937 bis 1940 wurde ich jedes Jahr immer für ein bis zwei Monate eingezogen. Im Oktober 1939 dann abermals nach Olanetschi am Dnjester (russ. Grenze). „Ja, immer wieder wurde ich eingezogen, meine Kameraden sagten schon, ich wäre der ewige Soldat“.

Mein letzter Abschied im April 1940 :

Dieser letzte Einberufungsbefehl, draußen auf dem Acker, - war das ein „Déjavue“? Irrendwie schon, denn sechs Jahre zuvor, es war wieder auf den Äckern, der 18. April, mein 28. Geburtstag, übergab mir diesmal die Klöstitzer Polizei den Einberufungsbefehl in die Hand. Es war aber auch der Tag,

an dem ich meine Heimat zum letzten Mal sah.

„Was war an diesem Tage mit mir, bei mir, das mir sagte, sieh dir alles noch einmal ganz genau an, denn du siehst deine Heimat das letzte Mal, du gehst heute zum letzten Mal durch dein Elternhaus. Nie fiel mir ein Abschied so schwer, wie gerade an diesem Morgen. Bei vorherigen Einberufungen ging ich oder fuhr ich jedes Mal mit Sang vom Hofe. Heute fand ich keine Worte, ging nochmal durch das ganze Haus, schaute mich draußen immer wieder um. Auch meine Eltern waren stutzig, warum geht er heute so schwer fort. Sogar meine Hengste, die ich angespannt hatte, schauten sich immer wieder um, ihr sonst so flotter Gang war dahin. Etwa eineinhalb km, solange ich unsern Gutshof sehen konnte, drehte ich mich immer wieder um, schaute zurück, so dass mein Vater fragte, ob da hinten etwas wäre, verneinte, mir ist so komisch. Meine sonst so flotten Hengste hatten einen sehr müden Trab. Nach etwa 30 km kamen wir in Sarata an, wo mein Vater noch etwas zu erledigen hatte, bevor er mit meinen zwei Hengsten am nächsten Nachmittage wieder nach Hause fuhr.

Ich begleitete ihn noch ein Stück des Weges. Er erledigte die Angelegenheit und ich widmete mich meinen treuen Hengsten. Sie scharrrten mit den Vorderfüßen, ließen ein leises Wiehern hören. Ich war erst stutzig, doch dann verstand ich langsam ihre Sprache, sollte zu ihnen vorkommen. Sie rieben die Köpfe an mir, warfen mich fast um, immer dabei leise wiehernd. Mein Vater kam raus, stand da mit dem Geschäftsmann, keiner konnte das Rätsel lösen, denn so etwas hatten sie noch nie gesehen. War es nicht eine andere Kraft, die mich wortlos vom Wagen steigen ließ, mich zu meinen Pferden führte, verabschiede dich von ihnen, denn du siehst sie nicht mehr. War dies eine Vorahnung, war dies nicht auch der Grund, mich am Morgen so traurig zu stimmen? Ich ging doch sonst immer mit Mut und Lächeln in die jeweilige Kaserne.“

Wie ich es geschildert habe, war ich ja auf dem Wege, meiner letzten militärischen, rumänischen Einberufung Folge zu leisten. Ich komme zu meiner Einheit, werde eingekleidet und fahre mit einem Verpflegungsboot an meinen Bestimmungsort Vălkov. Einige Tage später geht es dann weiter zu unserem Wachhäuschen an der Ecke links, von Donau und Schwarzem Meer, zum Streifendienst mit dem Boot auf der Donau. Im Juni 1940 dann, als unsere Heimat von den Russen in Besitz genommen war, werden wir zurück verlegt nach Kilia. Das ganze Gebiet dort ist ein großes Sumpfgebiet. Es war ein besonderer und wurde zu einem bedeutungs- und ereignisreichen Tag. Was dann geschah, keiner konnte so was in der Gegend je erinnern, denn die ruhige Donau wurde in kurzer Zeit von einem Sturm zu

haushohen Wellen gepeitscht. Es erschien uns hoffnungslos, da wieder lebend heraus zu kommen.

**„Meister es toben die Winde,
die Wellen bedrohen uns sehr,
der Himmel umwölkt sich schaurig,
wo nehmen wir Rettung her?“**

Dieser schöne Vers, der mir noch von meiner Schulzeit in Erinnerung, mit dem auch wir hier fragen durften, „Wo nehmen wir Rettung her?“ Fast unglaublich, aber wir schafften es. Sie kam, die rettende starke göttliche Hand, führte das Steuer, führte uns, 16 Mann in einem Lastboot, ans Ziel. Der Sturm, die haushohen Wellen, all die Strapazen auf der Donau, wir hatten es geschafft, wir waren angekommen an unserer Kaserne Braila. Neu eingekleidet, drückte man uns Schaufel und Spaten in die Hand und es ging hinaus zum Schanzen. Nach getaner Arbeit nutzten wir eine große Wiese auf dem Gelände zum ausruhen, Freiheit genießen oder Zeit für Gespräche. Heimat – Krieg – eben auch Wiedersehen mit all den Lieben, dies waren unsere Fragen. Wie wird es ihnen zu Hause ergehen, keine Antworten! Ja, das waren unsere Fragen, Tag für Tag, ob beim Schanzen, in der Freizeit, beim Essen, beim Schlafen, immer wieder die selben Fragen schwirrten uns im Kopf herum.

Hinzu kommt, wir wurden zurückgehalten, durften nicht mit der Heimat kommunizieren, auch nicht auf Nachfrage und mit andern Interessierten. Wir erfuhren nicht, was in der Welt vorgeht, unter Strafe war es verboten, Zeitung zu lesen. Da wir mit den anderen Waffengattungen in unserer Freizeit auch Kontakt hatten, so sprach es sich herum und wunderten wir uns, dass es von ihnen immer weniger wurden, da einige nach Hause durften, eben auch Bessaraber entlassen wurden, warum wir nicht vom Grenzwachregiment?

Endlich, einige Tage später, wir waren alle draußen beim Schanzen, da kommt der Unteroffizier vom Dienst zu uns raus gerannt, hatte bald keine Luft mehr, „sofort das ganze Regiment auf den Kasernenhof im Dauerlauf“. Schnellstens wurden alle Schanzgeräte zusammen gepackt, in Marschordnung angetreten und los ging es im Dauerlauf in die Kaserne. Viele, auch schwerwiegende Fragen gingen uns durch den Kopf. Auf dem Kasernenhof sahen wir schon von Ferne ein Pult aufgebaut für den Herrn Oberst. Kompanie neben Kompanie stellte sich zugewise auf vor dem Pult, welches der Herr Oberst betrat, nachdem ihm vom Offizier vom Dienst Meldung gemacht wurde. Schon hallte sein tiefer Bass über den Kasernenhof. „Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Euch allen ist bekannt, dass durch Vereinbarung seiner Majestät König Karl, dem zweiten, mit

Russland und Deutschland, das Land Bessarabien an Russland abgetreten wurde. Weitere Vorgänge werden hier nicht ausgeführt, nur die Schlussworte erwähnt, dass alle sich an die Vorschriften halten und Befehle ausgeführt werden müssen, denn sonst droht eben Strafe.“

Und dann sein tiefer Bass, der uns alle erzittern ließ, als er sagte: „Alle Bessaraber, aller Nationen, sollen mal hier vor die Front treten.“ Ein Zittern ging durch unsere Reihen. Die Gedanken jagten sich gegenseitig. Es waren wohl bei jedem die selben Gedanken: was folgt nun, Prügel, Gefängnis oder „Gartscher“. (Gartscher hieß, möchte es hier kurz erläutern: Es war wie eine Einzelhaft für mehrere Tage, in einem Schrank 60 x 60 cm und nur zwei Meter hoch, der irgendwo in einer dunklen Ecke in einem Raum stand, mit Brot und Wasser.) Ich bin auch heute noch froh, dass ich in meiner mehrjährigen Dienstzeit, glücklicher Weise, davon verschont geblieben bin.

Nun zurück zum Kasernenhof, wir mussten uns vor der Front aufstellen. Nun sein Befehl: „Alle Deutschen aus Bessarabien her austreten.“ Diese Furcht nun ist nicht zu beschreiben, weil man doch so sehr verhasst war. Man hätte uns Deutsche auf Schritt und Tritt prügeln können, ja sogar den Todesstoß geben können. Nun weiter vom Kasernenhof, in Gedanken waren wir im Gefängnis oder vorm Kriegsgericht. Ein Gedanke trieb den anderen, als wenn ein Wolf hinter einer Herde her wäre. Doch plötzlich das Gegenteil, das sollte sofort unser Leid in eine große Freude verwandeln.

Weiß nicht, in meinem ganzen Leben eine größere Freude gehabt zu haben. Die Schmiedehammer, die im Inneren geklopft haben, beruhigten sich auf einmal. Die Freudentränen mussten zurück gehalten werden, deren wir uns nicht hätten schämen brauchen. Immer sanfter wurden seine Worte, als er nun einem Schreiber befahl, unsere Namen zu notieren und die Heimatadressen aufzuschreiben. Wir waren sieben Deutsche aus Bessarabien. Nun seine Worte an uns alle, nicht nur uns Deutschen, sondern an alle Bessaraber.

„Soldaten, ihr habt alle euren Eid für unseren König und das Vaterland abgelegt, wie jeder von uns aus Alt-Rumänien, habt bis heute dem rumänischen Vaterland gedient. Niemand wird es heute wagen, euch zu verstoßen, euch aus unserem Heer auszuweisen, ihr habt heute freie Wahl. Wer nicht zurück nach Bessarabien will, darf sich melden, er wird hier aufgenommen, er kann nach seinem Militärdienst auch hier sein Brot verdienen. Weil doch drüben russische Truppen einmarschiert sind, weiß niemand, wie es drüben aussieht. Ihr geht alle in die Ungewissheit, doch zurück halten können wir euch nicht. Wir können euch

aber noch nicht entlassen, es muss erst der Befehl von oben kommen. Tut eure Pflicht, ich verspreche euch, der Befehl kommt, vielleicht schon morgen.“ All diese Worte richtete er an uns alle, die wir von Bessarabien waren und auf die Entlassung warteten.

Nun plötzlich an uns sieben deutsche Bessaraber richtete er die folgenden Worte: „Ihr Deutschen aus Bessarabien habt eure Heimat für immer verloren. Alle anderen Nationen können, wenn der Befehl kommt, wieder nach Hause. Euer Befehl kommt von eurem Hitler. Darinnen heißt es unter strenger Bestrafung, bei nicht befolgen des Befehls, es darf kein Deutscher, der noch im rumänischen Heer ist, nach Bessarabien entlassen werden. Man halte sie alle in ihren Regimentern fest, bis zu ihrer Abberufung. Niemand kann im voraus sagen, wann es sein wird. Ihr und eure Angehörigen werdet alle nach Deutschland umgesiedelt. So bald der Befehl kommt, euch zu entlassen, wird für euch nichts im Wege liegen.“ Nach diesen, an uns gerichteten Worten, mussten wir kehrt machen, mit dem Gesicht zur Truppe und er spricht weiter zur Truppe in kurzen, folgenden Worten:

„Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, diese sieben Deutschen müssen noch festgehalten werden, bleiben noch in eurer Mitte bis zu ihrer Abberufung. Ihr Befehl wird eines Tages kommen, dass sie voraussichtlich in irgend ein Lager gebracht, wo sie gesammelt werden und geschlossen dann nach Deutschland umsiedeln. So lange sie noch hier in unserer Mitte sind, sind sie aber von jedem Dienst, von jeder Arbeit befreit. Auf dem Kasernenhof unterliegen sie aber weiterhin der Kasernenordnung wie bisher und jeder andere von euch auch. Ich bin mir dessen voll bewusst, dass sie sich an die Ordnung halten und uns keine Schwierigkeiten machen werden, denn sie wissen jetzt, um was es geht. Sie dürfen sich frei bewegen im Kasernengelände, es bleiben auch für sie weiterhin die Kasernentore geschlossen, wie für euch alle. Diese Deutschen werden sich in die Ordnung fügen, dessen bin ich mir bewusst, denn der Deutsche ist anständig und klug.“

Welche Erleichterung nach all diesen Epochen, welch Aufatmen nach all diesen Worten. Das Hämmern im Innern war wie weggeblasen, der schwere Mühlstein vom Herzen gerollt. Ab dieser Stunde liefen wir wie die Herren auf dem Kasernenhof umher, aber die Gedanken verließen uns nicht, wanderten immer „Seit an Seit“ mit uns. Wird es so sein, wird es werden, kann es so möglich sein, dass man 93 tausend Menschen einfach so umsiedeln kann, als ob man es aus dem Ärmel schüttelt. Es wurde wahrer für uns, auch leichter, nachdem uns klarer Wein eingeschenkt war, denn auf die Worte des hohen Herrn verließen wir uns ganz und gar.

Nun blieb uns doch ein Hoffnungsschimmer, unsere Lieben je wiederzusehen, wenn auch nicht in der Heimat, so doch in Deutschland. Wir warteten jeden Tag auf den rettenden Befehl. Immer wieder die selben Gedanken im Kopfe, wie blind auf dem Kasernenhof umherirrend, immer dieselben Fragen ohne Antworten, Tag für Tag, wie ging es meiner Familie zu Hause in der Heimat. Die Zeit wurde immer länger, ohne Beschäftigung, da halfen wir in der Küche. Die andern Kameraden waren draußen beim Schanzen, wir lagen hier auf dem Kasernenhof im Schatten, streckten alle Glieder von uns. Treu und brav hielten wir uns an die Worte unseres Herrn Oberst, blieben aber auch unserem Küchendienst treu.

Der Abberufungsbefehl

Endlich, am 29. Juli 1940, kam der lang ersehnte Befehl für uns. Es dauerte nicht lange, da liefen wir in Zivil auf dem Kasernenhof umher. Alles, was uns an Militärsachen noch geblieben war, lieferten wir ab auf der Bekleidungs- bzw. Waffenkammer. Am Nachmittag wurde uns Marschverpflegung gegeben und der letzte Wehrsold ausbezahlt. Dann bekamen wir das erste deutsche Geld, 300 RM, durch das deutsche Konsulat und es wurde uns ein Begleiter zugewiesen (ein Delegat), der uns nach Kronstadt bringen musste.

Nachdem alles erledigt war, gingen wir mit unserem Delegaten (Begleiter) zum Bahnhof. Es war ein heißer Tag, unsere Habseligkeiten hatten wir in Holzkistchen verstaubt. Es gelang uns dann, in einer Wirtschaft noch gemeinsam was zu essen und unsern Durst zu löschen, auch kauften wir noch zwei Flaschen Wein für die Reise. Unser Zug lief ein. „Was ist der Deutsche doch für ein guter Mensch“. Im Vergleich zu den Rumänen waren wir „Gutmenschen“, so dass unser Begleiter keine Probleme bekam, ja dass er bei der Zugfahrt dann, von uns bewacht, sogar schlafen konnte. Am 30. Juli früh lief der Zug in Kronstadt ein und wir suchten unser Lager auf, wo wir auch gleich registriert wurden und gingen dann in den Speisesaal, wo unser Begleiter sich ausgiebig satt essen konnte. Nachdem nun alles erledigt war, auch der Begleiter seine Papiere alle bekommen hatte, denn es musste ihm ja schriftlich bestätigt werden, dass er uns abgeliefert hat, ja wir gesund dort angekommen waren, wollte er sofort weggehen zum Bahnhof. Ich musste ihn mit Gewalt zurück halten, konnte mich mit ihm verständigen, da ich doch die rumänisch Sprache beherrschte, denn wir gingen dann gemeinsam mit ihm zum Bahnhof und kauften ihm eine Wegzehrung und eine Flasche Wein für seinen Rückweg. Mit Tränen in den Augen verabschiedeten wir uns voneinander, dass er auch gut in

Braila ankommt und wünschten uns gegenseitig alles erdenklich Gute für das weitere Leben.

Lagerleben in Kronstadt

Die Schicksalswende hatte begonnen. Wer dachte an diesem 30. Juli 1940 daran, dass wir so lange in den Lagern umher geschleift werden. Wir sieben wurden noch am selben Tag von diesem Empfangslager in das Aufganglager verlegt. Wir trennten uns, jeder suchte eine Arbeit, wir mussten ja etwas Geld verdienen, im Lager zum Essen waren wir zusammen.

In Kronstadt hat es begonnen, es war der erste Geschmack, der erste Versuch, bei fremden Leuten Geld zu verdienen. Waren wir doch zu Hause, aber das sollte sich als nicht mehr einholbare Vergangenheit erweisen, waren wir ja selbständige Landwirte, beschäftigten selbst fremde Leute im Tagelohn, Monats- oder Jahreslohn. Aber der Bessaraber, an recht harte Arbeit gewohnt, scheut nichts und so suchten wir die Möglichkeiten, auch als Gruppe, Geld zu verdienen. Doch als nächstes gingen wir zu einem Fotografen und ließen Erinnerungsfotos machen. So gingen wir Richtung Innenstadt und fanden Gelegenheit Holz zu sägen, zu hacken und aufzustapeln, es gab auch Bauarbeiten und Straßenbauarbeiten. Tag für Tag fanden wir Beschäftigungen und fassten eines Tages den Entschluss, mit Bauern mitzugehen aufs Land. Denn wir kamen ja auch vom Land und diese Arbeiten waren uns ja von Kindheit auf in Fleisch und Blut über gegangen. Die Idee erwies sich als nicht so gut, denn das wurde ein totaler Reinfall. Ein verkommener Bauernhof mit komischer Arbeitsweise und schlechtem Essen, bei starkem Regen keine Obdachmöglichkeit, schlechter Bezahlung und viele Ratten. Wurde dann noch krank dabei und bekam sogar Ärger, als ich mich im Lagerbüro zurück meldete und bestand darauf, nie wieder in diese hiesige Landwirtschaft zurück zu gehen, das war mir ganz zu Ekel geworden. Bin auch nie wieder zurück in solch einen Rattenkessel.

Traf noch am selben Abend einen Vetter, zufällig war der Lagerleiter ein Mitschüler von ihm, der hier seinen Arbeitsplatz nach dem Studium gefunden hatte. Zwei Wochen arbeitete ich in einer Baufirma und fand weitere lukrative Gelegenheitsarbeiten. Geld verdienen musste man, denn jeder weiß, wer im rumänischen Heer gedient hat, kam mit guten Kleidern von zu Hause an, die wurden ganz bestimmt geklaut, dass man da nackt und bloß entlassen wurde und mit alten Lumpen wieder nach Hause ging. Wir kamen gar nicht mehr dazu, uns gut einzukleiden, denn am 17. September 1940 fuhren wir von Kronstadt (Braschov) in das Verschiffungslager Galatz. Waren wieder ganz dicht am Pruth, der bessarabischen

Grenze, doch was nützte das, nach Hause durften wir nicht. Doch hofften wir von Tag zu Tag, näheres von zu Hause zu erfahren, wie es all unseren Lieben ergeht. Besteht Hoffnung auf ein Wiedersehen? Man versicherte es uns von deutscher Seite her und denen schenkte man damals viel Glauben.

Die Fortsetzung erscheint in einer der nächsten Ausgaben

Die Geflüchteten aus Schlangendorf wollen Frieden in Freiheit

Marina, Svetlana, Dmitri, Nina, Valeria, Oxana und Katerina, alle kommen sie aus Schlangendorf. Auf Ukrainisch heißt der Ort Smijiwka. Er liegt in der Oblast Cherson, am rechten Ufer des Flusses Dnepr, etwa 10 Kilometer östlich der Stadt Beryslaw. Als der Krieg Ende Februar 2022 ausbrach, war das Dorf sehr schnell unter russische Okkupation gekommen. In den ersten zwei Monaten waren aber noch keine russischen Besatzungssoldaten im Ort. Trotzdem wurde die Versorgung immer schwieriger. Es gab bald keine Lebensmittel mehr. Ursprünglich lebten 2.500 Menschen in dem Ort. Von ihnen waren nur 700 übriggeblieben. Sie erlebten und überlebten neun Monate unter russischer Besatzung. Als nach zwei Monaten, Ende April, die russischen Besatzungssoldaten in den Ort kamen, gingen sie von Haus zu Haus und überprüften alle. Das Leben wurde noch schwerer. Die russischen Soldaten haben den Bewohnern viele Dinge gestohlen. Selbst Fenster haben sie ausgebaut und in ihre Heimat nach Sibirien geschickt. Als die Versorgung immer schwieriger wurde, hat Nina, die Vorsitzende der lutherischen Gemeinde, zwei Mal in der Woche aus der Nachbarstadt Beryslaw Brot organisiert.

Die Besatzungszeit wurde unerträglich. Die russischen Soldaten – viele von ihnen aus Burjatien, das nördlich der Mongolei liegt – tranken viel Alkohol. Mit ihren Panzern zerstörten sie die Infrastruktur des Ortes. Sie fuhren einfach in die Häuser hinein. „Wir haben viele schreckliche Dinge gesehen, die die Soldaten angeordnet haben. Diese rohe und brutale Gewalt hatten wir uns nicht vorstellen können,“ berichtet Nina mit Tränen in den Augen. Sie hat alles verloren. Ihr Haus existiert inzwischen nicht mehr. Marian hatte früher im Pfarrhaus der Ge-



Zerstörte Kirche und der Kirchplatz von Schlangendorf

meinde gewohnt. Ein Raketentreffer hat das Haus völlig zerstört. Auch die lutherische Kirche hat etliche Raketentreffer abbekommen. Es war eines der schönsten Kirchgebäude der Lutherischen Kirche in der Ukraine (DELKU). Es war erst in den 1990er Jahren mit Hilfe der Lutherischen Partnerkirche in Bayern wiederaufgebaut worden.

Nach fast sieben Monaten Besatzung durch die russische Armee wurde das Dorf am 11. November 2022 von der ukrainischen Armee befreit. Kurz danach verließen Marina, Nina und die anderen mit ihren Familien schweren Herzens das Dorf.

70 Prozent des Dorfes sind inzwischen völlig zerstört. Bomben, Raketen und Minen haben das Land verseucht. Die Familien haben von der Landwirtschaft gelebt und ein gutes Auskommen gehabt. „Wir haben gut und in Frieden gelebt,“ sagt Nina. „Wir hoffen so sehr, dass dieser Krieg endlich in diesem Jahr aufhört. Dann wollen wir zurück und unser Dorf wieder aufbauen!“ Sie klingt fest entschlossen. Nur – ist das realistisch...? Kurze Zeit später sagt sie, dass sie erst einmal in der Region Odessa, in der lutherischen Kirchengemeinde Petrodolynske, bleiben und abwarten will. Denn – wie soll es weitergehen? Die Wasserversorgung ist extrem schwierig geworden nach der Sprengung des Kachowka-Stausees am 6. Juni 2023. Es kam zu verheerenden Überschwemmungen und die Region droht jetzt zu versteppen.

Alle Frauen und ihre Männer aus Schlangendorf haben erst einmal Zuflucht auf

dem Gelände der lutherischen Gemeinde in Petrodolynske gefunden. Pastor Alexander Groß hat sie eingeladen und für die Bereitstellung von Wohnraum gesorgt. Derzeit werden zwei weitere Wohncontainer errichtet, die bald für weitere zwei Familien Unterkunft bieten werden. Bis jetzt wohnen schon 20 Geflüchtete auf dem Kirchengelände. Sie erhalten die Wohnungen mietfrei. Der Staat gibt den Geflüchteten eine kleine finanzielle Unterstützung, die aber kaum reicht. Ohne die Hilfe der Partner wie das Gustav-Adolf-Werk (GAW) wäre es kaum möglich, den Geflüchteten aus Schlangendorf zu helfen.

DELKU/Karl-Heinz-Ulrich

Putin und seine Rede an die Nation

KARINA BEIGLZIMMER
KARL-HEINZ ULRICH

Transnistrien als Störfuer

Der russische Präsident hat kürzlich eine Rede zur Lage seiner Nation gehalten. Darin spielte erstaunlicherweise das Thema „Transnistrien“ keine oder wenn überhaupt, nur indirekt zwischen den Zeilen eine Rolle. Aufregung herrschte mehr bei den westlichen Partnern der Ukraine wegen der Ankündigung der Transnistrischen Separatisten, Putin möge sie vor den Moldauern beschützen. Diese Bitte

der Separatisten bereitet natürlich auch der ukrainischen Bevölkerung eine gewisse Sorge. Denn faktisch könnte der Ukraine durch das von Russland beherrschte Gebiet Transnistrien im Osten Moldawiens eine Gefahr drohen. Obwohl, objektiv betrachtet, die Versorgung Transnistriens für Russland sehr schwierig wäre, da diese über den Luft- oder den Seeweg erfolgen müsste und die ukrainische Verteidigung dies sicher verhindern würde.

Ich denke, diese Gedankenspiele dienen Putin in erster Linie zur Ablenkung, nicht nur innenpolitisch, weil er gerade seinen „Wahlkampf“ führt. Darum sollten wir uns von ihm nicht dazu verleiten lassen, unser Augenmerk zu stark auf Transnistrien zu richten. Viel wichtiger ist der Osten der Ukraine, wo die Russen gerade wieder massiv angreifen und unsere Truppen zurückdrängen. Nicht, weil die Ukraine nicht kämpfen würde, sondern weil es nach wie vor an Munition, Waffen und der Ausrüstung fehlt.

Diese Situation ist sehr gefährlich. Viele westliche Staaten beteuern zwar bei jeder sich bietenden Gelegenheit, dass sie an unserer Seite stehen. Aber die Lieferung der dringend benötigten Waffen und der Munition zum Schutz der Bevölkerung und zur Befreiung der besetzten Gebiete verzögert sich immer wieder. Bis diese vielleicht in einigen Monaten oder gar erst in ein, zwei Jahren eintreffen, könnte es zu spät sein für die Ukraine.

Die Bedeutung Transnistriens für die Ukraine

Transnistrien liegt etwa 100 Kilometer westlich von Odessa. Sehr viele Bewohner der Grenzbezirke der Region Odessa haben Verwandte oder Bekannte in Transnistrien. In dem Separatistengebiet bezeichnen sich mehr als ein Viertel der Bewohner als Ukrainer, und Ukrainisch ist eine der drei Amtssprachen.

Nicht zu übersehen ist, dass Transnistrien unter starkem informativem und politischem Einfluss der Russischen Föderation steht. Aufgrund der geografischen Nähe und der politischen Situation in Transnistrien betrachtet die Ukraine das Gebiet als potenzielle Bedrohung für ihre Sicherheit. Kurz nach Beginn des Krieges hat die Ukraine die etwa 400 Kilometer lange Grenze zu Transnistrien geschlossen. Seitdem können die Menschen aus Transnistrien offiziell nicht mehr direkt in die Ukraine einreisen. Sie müssen dafür erst nach Moldau fahren.

Inzwischen besitzen viele Menschen in Transnistrien den moldauischen oder den ukrainischen Pass. Dies geschieht nicht aus Verbundenheit, sondern aus pragmatischen Gründen, da man damit problemlos in die Ukraine oder in die EU reisen kann.

Interessanterweise wurde Transnistrien, besonders zu Beginn des Krieges, auch das Ziel ukrainischer Flüchtlinge.

Ukrainische Flüchtlinge in Transnistrien

Ein Grund für die Entscheidung einiger ukrainischer Geflüchteter, nach Transnistrien zu gehen, ist die geografische Nähe. Darüber hinaus gibt es pragmatische Gründe. In Transnistrien bestehen für sie keine kulturellen und keine Sprachbarrieren, da Russisch weit verbreitet ist. Für Menschen, die keine westlichen Fremdsprachen beherrschen, ist es einfacher zu kommunizieren.

Zu Beginn des Krieges haben sich etwa 172.500 Ukrainer/innen in Transnistrien angemeldet, wo sie herzlich empfangen wurden. Allerdings sind nach aktuellen Schätzungen nur etwa 5.000 bis 7.000 von ihnen dortgeblieben.

Eine Umfrage der Internationalen Organisation für Migration (IOM) ergab, dass 82 Prozent der jetzt noch dort Lebenden bei Verwandten, Freunden oder Bekannten untergekommen sind, während nur ein kleiner Teil Wohnungen angemietet hat. Einige wenige leben in offiziell zur Verfügung gestellten Unterkünften.

Die Gründe, warum die größte Zahl der ehemals dorthin Geflohenen zurückgekehrt ist, sind vorwiegend pragmatischer Natur. Transnistrien ist international nicht anerkannt. Daher ist der Zugang zu internationaler Hilfe sehr schwierig. Um irgendeine finanzielle Unterstützung zu bekommen, müssen sie nach Kischinau fahren. Zudem werden Schulzeugnisse, die die Kinder in Transnistrien erhalten, weder in der Ukraine noch in den Ländern der Europäischen Union anerkannt. Aus diesem Grund nehmen viele ukrainische Kinder dort am Online-Unterricht der Ukraine teil, um ihre in der Ukraine begonnene Bildung weiter fortzusetzen.

Mentale Gesundheit

europaweit durch Krieg
beeinträchtigt

Der Beginn des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine hat international zu einem kollektiven Einbruch des mentalen Wohlbefindens geführt. Dies geschah unabhängig von individuellen Eigenschaften der Personen wie Alter, Geschlecht oder politischer Orientierung. Das geht aus einer jetzt veröffentlichten internationalen Studie der Uni Münster hervor.

Demnach war die messbare kollektive psychische Beeinträchtigung zu Beginn des Krieges größer als nach der Nuklearkatastrophe von Fukushima 2011 und dem Corona-Lockdown 2020. Ob und wie schnell sich die Menschen von diesem Psycho-Schock erholen können/konnten, sei von der jeweiligen Person und ihrer persönlichen Resilienz abhängig.

Politische und gesellschaftliche Akteure sollten deshalb in Krisenzeiten auch die mentale Gesundheit ihrer Bürgerinnen und Bürger im Blick haben. Dies sei besonders wichtig für Menschen, die ohnehin anfälliger für Belastungen seien, so der Wissenschaftler.

Die Studie basiert auf etwa 45.000 Einzelerhebungen von 1.300 Befragten aus 17 europäischen Staaten. In einem zweimonatigen Zeitrahmen vor und nach dem Kriegsausbruch am 24. Februar 2022 wurden Personen aus Deutschland, Schweden, Frankreich, Polen und Großbritannien befragt. Nicht erfasst wurden in der Studie Menschen in der Ukraine oder in Russland.

BR24/Karl-Heinz Ulrich

Diakonie Katastrophenhilfe: Bitte um Spenden für die Ukraine

Die Menschen in der Ukraine sind nach Darstellung von Hilfsorganisationen weiter dringend auf humanitäre Hilfe angewiesen. Vertreter der Diakonie Katastrophenhilfe berichteten von einem enormen Bedarf vor allem im Osten des Landes.

Der Direktor der Diakonie Katastrophenhilfe, Martin Keßler, sagte, die humanitäre Situation werde immer drängender, je weiter man sich der Frontlinie nähert. Keßler und Andrij Waskowycz vom Kiewer Büro der Diakonie Katastrophenhilfe, berichteten von immer mehr älteren Menschen, die in teilweise zerstörten Häusern lebten. Felder könnten wegen Minen oft nicht bewirtschaftet werden. Ebenso sei das Sammeln von Holz im Wald wegen Minengefahr nicht möglich.

Nach den Worten Keßlers sind die Spendeneingänge bei der Diakonie Katastrophenhilfe für die Ukraine nach einem Rekordjahr 2022 massiv gesunken. Nach 68 Millionen Euro in 2022 seien es 2023 nur noch 4,6 Millionen Euro an Spenden gewesen. Aktuell seien die Mittel von insgesamt fast 73 Millionen Euro ausgegeben oder verplant, freie Mittel kaum noch vorhanden.

BR24/Karl-Heinz Ulrich

Neu eröffnet: Haus der Donauschwaben

Am 1. März 2024 eröffnete das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen nach einer Sanierung und Modernisierung des Gebäudes erneut die Pforten. Zusätzlich wurde die Chance ergriffen, das Haus konzeptionell neu auszurichten und für weitere Zielgruppen zu öffnen. „Im Mittelpunkt der Arbeit steht der Frieden, gespeist aus der Quelle der Erinnerung“, so Oberbürgermeister Dr. Bernd Vöhringer, der zugleich auch stellvertretender Vorsitzender des Haus der Donauschwaben e.V. ist. So bleibt das Haus weiterhin eine Stätte der Erinnerung, des kulturellen Austausches und der politischen Bildung.

Das Haus der Donauschwaben wurde im November 1970 eingeweiht und ist damit die älteste der maßgeblich vom Land finanzierten donau-schwäbischen Institutionen in Baden-Württemberg, das für die Renovierung einen Investitionszuschuss in Höhe von 900.000 Euro zur Verfügung stellte. Die Stadt Sindelfingen beteiligte sich mit 650.000 Euro, weitere Mittel wurden durch Spenden und einen Eigenanteil aufgebracht.

Pressemitteilung Ministerium des Inneren,
für Digitalisierung und
Kommunen, 01.03.2024

Der Monatsspruch April 2024

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“

1 Petr 3,15 (E)

ANDREA AIPPERSBACH

Unsere Kirchengemeinden werden jedes Jahr dazu eingeladen, einen Gebetstag für bedrängte und verfolgte Christen zu begehen. Dies hat eine lange Tradition. Der Stephanustag (26. Dezember) wurde schon im 4. Jahrhundert begangen. Er erinnert an den ersten christlichen Märtyrer – Stephanus. In der Apostelgeschichte wird berichtet, wie er nach seiner mutigen öffentlichen Rede zu Tode gesteinigt wurde (vgl. Apg 6-7).

Es kann riskant sein, Rechenschaft abzulegen – und sei es nur von der eigenen Hoffnung. Das erleben Hoffnungsträger immer wieder. Sie gelten schnell als politisch und gesellschaftlich gefährlich und werden inhaftiert. So geschah es auch Alexej Nawalny. Der berühmte russische Kremlgegner sprach in seinen Reden immer wieder von seiner Hoffnung: „Ich weiß, dass die Dunkelheit verschwinden wird, dass wir gewinnen werden, dass Russland ein friedliches, helles und glückliches Land werden wird.“ Nawalny fand im Februar dieses Jahres – wohl genau wegen dieser Hoffnung – den gewaltsamen Tod.

Die biblische Aufforderung, stets Rede und Antwort zu stehen, kann Druck auslösen. Rechenschaft abzulegen, hört sich nicht besonders einladend an. Auch für die Emp-

fänger des 1. Petrusbriefes nicht. Denn auch sie befanden sich in einer bedrängenden Situation. Offensichtlich erlebten die damaligen Christen Verleumdungen und behördliche Verfolgungsmaßnahmen. In dieser Situation stellte sich ihnen die Frage: Wie bleiben wir unserer inneren Überzeugung treu? Wie weit können wir gehen? Wieviel Mut haben wir?

In diesen Tagen sehen wir Bilder von Menschen, die in Deutschland auf die Straße gehen, um für Demokratie einzustehen; einige von uns sind auch selbst dabei. Am Grab von Alexej Nawalny legten tausende von Menschen in Moskau Blumen ab, obwohl es Verhaftungen, Befragungen und Nachteile nach sich ziehen konnte.

Für die Hoffnung auf die Straße zu gehen, sich zu zeigen, das ist wohl an vielen Orten dieser Welt das Gebot der Stunde.

Es bedeutet: Die stille Mitte der Gesellschaft kann sich mehr zutrauen. Sie kann lauter werden. Nawalny hat es in einem Film so ausgedrückt: „Das Einzige, was es braucht, dass das Böse siegt, ist, dass die guten Menschen nichts tun. Also seid nicht untätig!“

Es geht um eine „Hoffnung, die euch erfüllt“! Menschen brauchen eine Hoffnung, die Mut und Phantasie und Kraft gibt, um aktiv zu werden – auch mitten in der Bedrängnis.

In der Hoffnung unseres Glaubens liegt diese Kraft. Natürlich ist auch Platz für Zweifel und Ratlosigkeit. Gleichzeitig ist klar, dass die Hoffnung am Ende siegt. Denn unsere Hoffnung gründet sich in Jesus Christus, der den Tod und jeden Schmerz und jede Ungerechtigkeit überwunden hat.

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit Ihren Spenden helfen Sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

Zur Erstellung der Spendenbescheinigungen bitten wir Sie, auf den Überweisungsträgern Ihre genaue Adresse anzugeben. Alle Spendenbescheinigungen für Beträge über 20,00 € werden jeweils im Februar des Folgejahres versandt.

Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart

*Ein langer Weg hat ein Ende gefunden.
Du wirst uns fehlen.*



Emil Schlechter

* 01.08.1933 in Straßburg (Bessarabien)

† 11.01.2024 in Ludwigsfelde

Im Namen aller Angehörigen und Freunde

Monika

Impressum

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Aktuelles und Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: Evangelische Bank eG, IBAN: DE33 5206 0410 0000 6091 53, BIC: GENODEF1EK1

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart